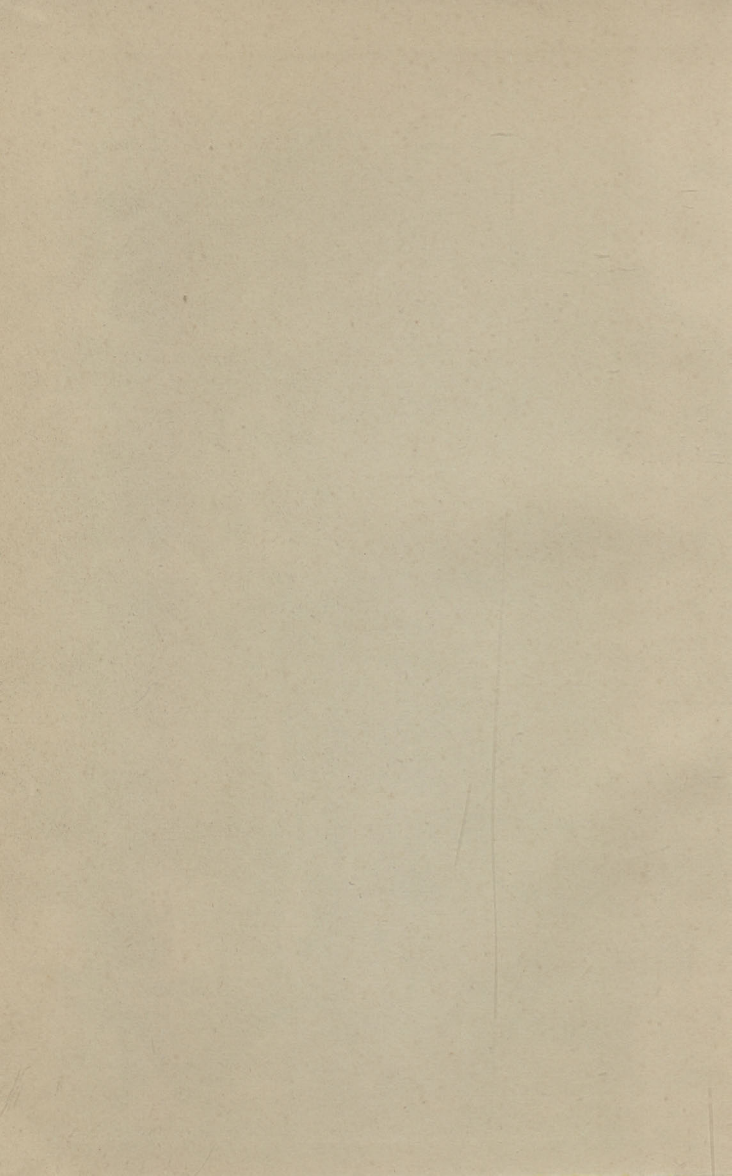
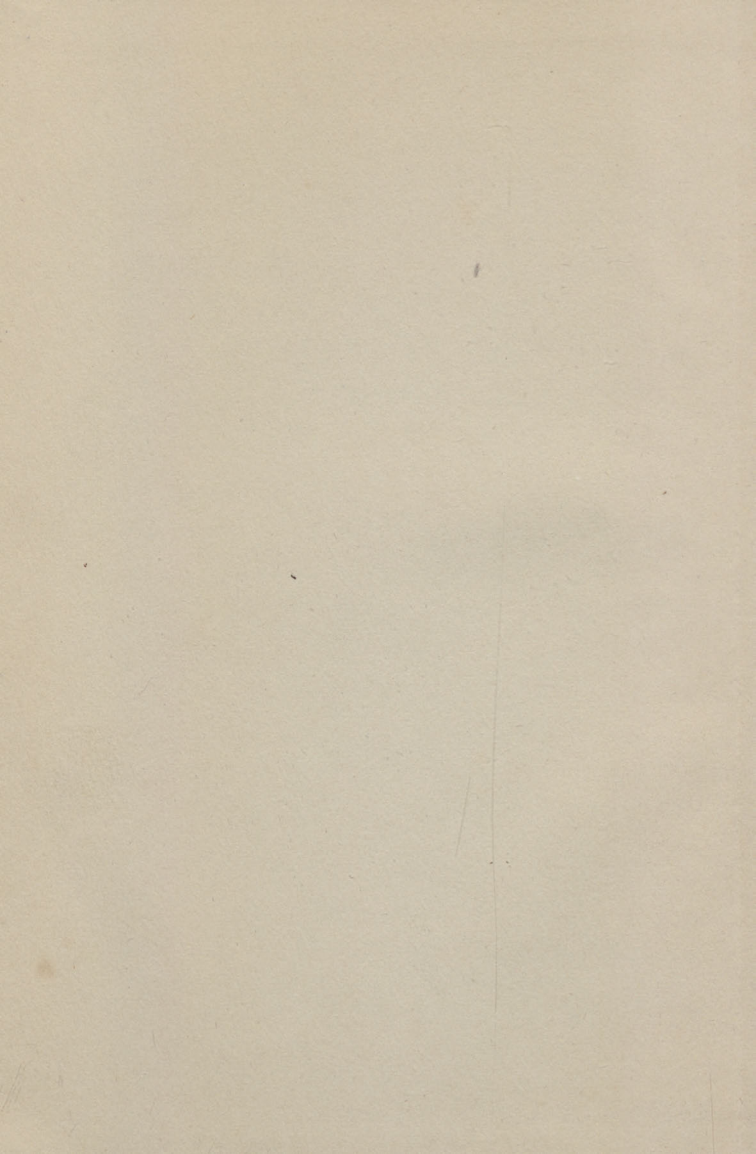
Gerhart Hauptmann

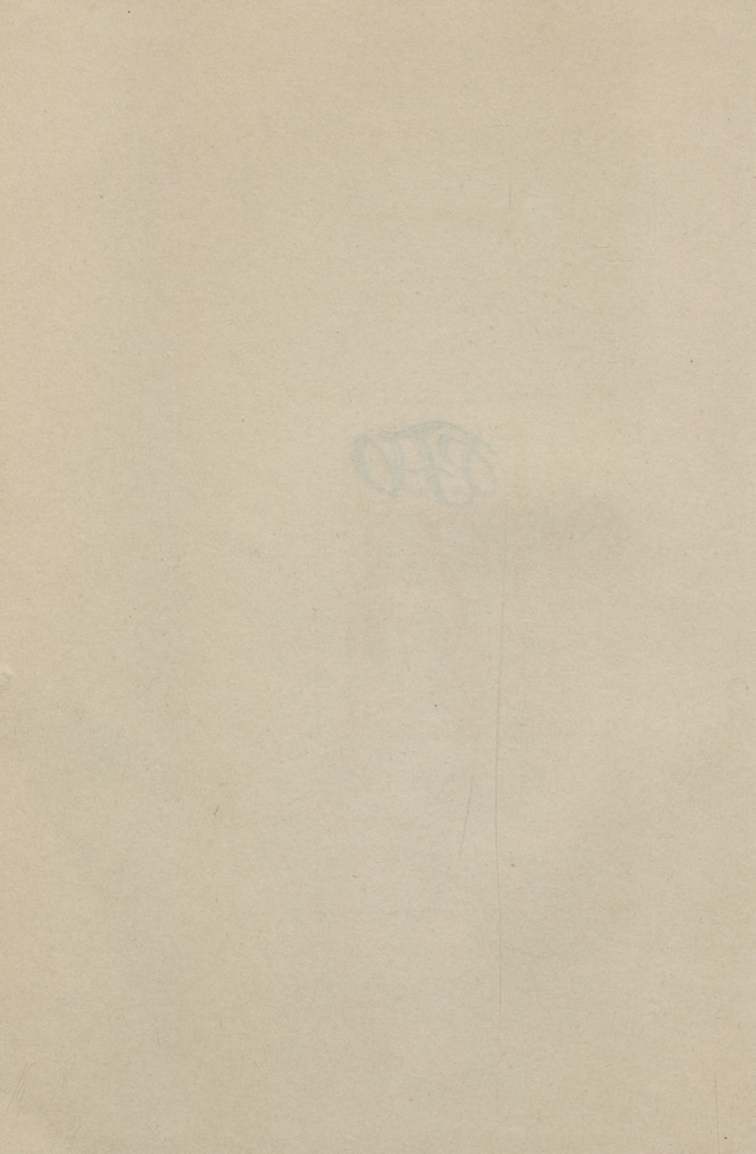
Die Hochzeit auf Buchenhorst











Die Hochzeit auf Buchenhorst

Erzählung von

Gerhart Hauptmann



1932

S. Fischer Verlag / Berlin

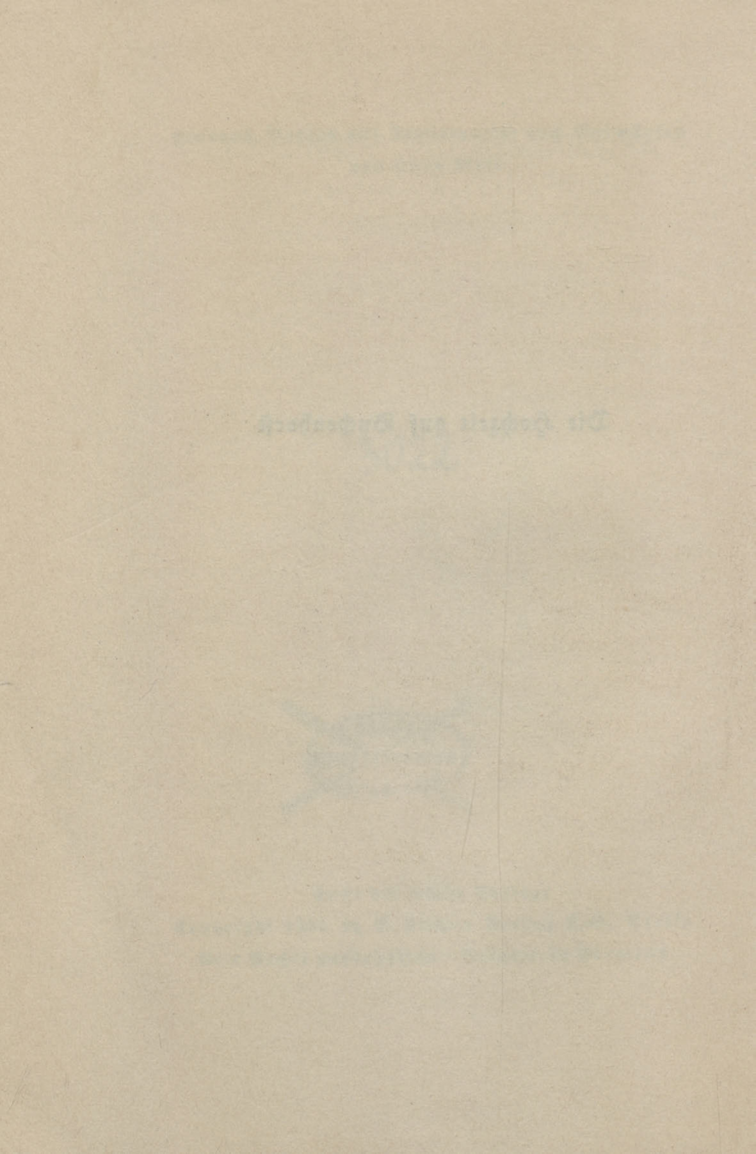
Einband, Vorsatz und Titelvignette nach Entwürfen
von Hans Meid





Erste bis sechste Auflage

Die Hochzeit auf Buchenhorst



Als ich Kühnelle kennenlernte, war ich achtzehn und er etwa zweiundzwanzig. Er kam nach Jena, Gott weiß wozu, und ich war in Jena, um Gott weiß was zu studieren. Er schloß sich unserem studentischen Kreise an, der aus meinem Bruder und mir, einem schwerhörigen Geschichtsprofessor und einigen anderen Freunden bestand.

Kühnelle war ein stattlicher junger Mann von runden Gesichtsformen. Nicht nur die Herzen der Weiber flogen ihm zu. Wir sahen sofort, wir hatten es mit keinem gewöhnlichen Menschen zu tun. Natürlich hatte er sein Abiturium hinter sich und belegte Kollegs, wie wir anderen, wodurch er aber nicht irgendeinem studentischen Typus ähnlicher ward. Bevor wir ihn näher kennenlernten — wenn man bei ihm von einem Näherkennenlernen überhaupt sprechen kann — wußten wir nicht, was wir aus ihm machen sollten. Eines Tages erfuhr ich, und zwar von ihm selbst, er habe früher eine große Kraft in seinen Händen gehabt, leider aber den rechten Arm überspielt. Kurz: er hatte einer Pianistenlaufbahn entsagt.

Kühnelles Familie war in Leipzig und Dresden ansässig. Sie hatte italienisches Blut.

In seinem Äußeren unterschied sich Dietrich Kühnelle von uns durch Salonfähigkeit. Stattlicher, breitschulteriger, kurzum männlicher als wir, trug er am Tage einen schwarzen, an den Rändern mit Borte versehenen Cutaway, einen schwarzen, großen, weichen Hut, den Sommerpaletot überm Arm, ein paar helle Handschuhe in der Hand.

Er hatte blondes, dichtes, gekräuseltes Haar. Allein diesen blonden, oft etwas faden germanischen Typ widerlegten sogleich zwei dunkle, feurige Augen, widerlegte die ihn erfüllende, in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft nicht zutage tretende, leidenschaftliche Innerlichkeit. Wenn sie sich äußerte, war es etwa, als wenn ein Gefäß, von dem man glaubte, es sei mit Milch gefüllt, sich voll feurigen Weins erwiese.

Kühnelle blickte auf uns herab. Er gestand mir später, warum er sich in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft still verhalten hatte. Mein Bruder und

ich, so sagte er, hätten ihn angezogen. Was wir aber bei Tisch und des Abends auf der Kneipe gesagt, getan und getrieben und wie wir das alles gesagt, getan und getrieben hätten, das kam ihm auf eine peinliche Weise enttäuschend und auf verletzende Weise unreif vor. Es habe ihn geradezu abgestoßen. Sein Gedanke war, plötzlich und ohne Abschied von Jena überhaupt zu verschwinden, da er sich bereits zu tief mit uns eingelassen habe, um, wenn er am Orte bliebe, ohne offenen Bruch von uns loszukommen.

Was ihn schließlich festhielt, war seine Neigung zu mir.

Solche Bekenntnisse machte er mir nach Monaten. Meine Ansichten brachten mich in der Tat seltener mit ihm, als mit meinem Bruder und mit meinen anderen Freunden in Gegensatz. Auf was ich hinauswollte, das war die Kunst, nicht die Wissenschaft. Die Frage war: sollte ich Bildhauer werden oder sollte ich gar auf etwas hinarbeiten, was man eigentlich entweder ist oder nicht, aber nie werden kann? Die sogenannten Meininger, die ich als Knabe im Stadttheater zu Breslau sah,

hatten mir eine Leidenschaft zum Theater eingeflößt und den brennenden Ehrgeiz, Dramen zu schreiben. Ich tat es auch, und so konnte es denn nicht ausbleiben: ich las vorhandene Versuche und Fragmente eines Tages Kühnelle vor. Bei solchen Gelegenheiten geriet mein Bruder in Begeisterung. Auch meine übrigen Freunde ließen sich hinreißen. Bei Kühnelle war das nicht zu erreichen. Man spürte auch hier seine unbestechliche Überlegenheit. Er sagte zu dem, was er hörte, nicht nein. Allein sein Begriff von schöpferischer Dichterkraft war mit einer so unerhörten Begnadung gleichbedeutend, daß er in meinen vorgelegten Proben die Anwartschaft auf dergleichen Begnadung nicht sehen konnte. Er selbst, von dessen musikalischen Fähigkeiten ich damals, weil er nicht vorspielte, keinen Begriff haben konnte, versagte sich jedem Versuch zur Komposition. Das wahrhaft Große zu leisten, sei unter Millionen kaum einem beschieden, sagte er. Er schließe sich nicht dem ungeheuren Zuge dünkelhafter Narren an, in dem er, wie jeder von ihnen, glaube, er sei der Eine.

Er drückte das übrigens nicht so aus. Seine Proteste waren niemals heftig oder feierlich, sondern eher in Form von Fragen gehalten, wobei er einen scharf wie durch Brillengläser — er trug keine Brille — ins Auge faßte.

In einem gewissen Sinne, durchaus ohne zu verletzen, hielt er sich bei unseren Zusammenkünften wie jemand, der sich anschließt, ohne eigentlich zugehörig zu sein.

Weshalb der vereinsamte alte Junggeselle und Professor der Geschichte sich zu uns gefunden hatte, weiß ich heute nicht mehr zu sagen. Mein Bruder und Pfaff, der fünfte im Bunde, studierten Naturwissenschaft. Der sechste, Haalhaus, war trotz seiner Jugend bereits eine Leuchte auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft. Es lag auf der Hand, daß er in sehr jungen Jahren sein Ziel, eine Professur, erreichen würde, da er schon jetzt alle Merkmale des Gelehrten an sich trug, und zwar bereits im Zustand der Verknöcherung. Gespräche außerhalb des Gebietes seiner Wissenschaft

kannte er nicht. Es war noch ein Herr von Gabler, ein Balte, da und ein Pole, dessen Name mir nicht mehr gegenwärtig ist. So war ja überhaupt unser Kreis ein bißchen zusammengewürfelt, und wenn er eine Weile beisammen blieb, so lag das nicht an einer Idee, die uns etwa gemeinsam gewesen wäre und uns gebunden hätte, sondern daran, daß Persönlichkeiten einander anzogen, daß sie Gefallen aneinander gefunden hatten, ohne recht zu wissen warum. Trotzdem, wie gesagt, schien Kühnelle sich noch auf besonders ausgesprochene Weise als von uns allen abgesondert zu betrachten, im einzelnen und im ganzen gleichsam nur unser Gast zu sein.

Von meinem Bruder war er, wie er mir sagte, enttäuscht worden. Vielleicht habe das daran gelegen, meinte er, daß er, nachdem er ihn lange im Kolleg, in den Gasthäusern und auf der Straße beobachtet hätte, von seiner Persönlichkeit derartig hingenommen gewesen sei, daß er seine Bekanntschaft mit allzu brennender Spannung gesucht habe. Worauf die Ent-

täuschung beruhte, hat er mir mehrmals unter vier Augen dargelegt. Aber es ist mir leider entfallen. Konrad, mein Bruder, lebte damals in einem idealistischen Rausch, einem doppelten Rausch, da er sich nicht nur an Darwin, Büchner, Haeckel, Spinoza und anderen berauschte, sondern am meisten an sich selbst. Das drängende Gären seines allbelebenden, höchst lebendigen Geistes ließ ihm für die echten Schicksale anderer keine Zeit. Gerade dies aber mochte es sein, was der junge Kühnelle erhofft hatte.

Es dauerte nämlich nicht sehr lange, bis man es, oder besser, bis ich es im Wesen dieses scheinbar kerngesunden, allezeit heiteren jungen Mannes wetterleuchten sah. Es traten seltsame Äußerungen zutage, die auf geheimnisvolle Dinge hindeuteten, mit denen sein Dasein belastet schien. Dies berührte mich um so sonderbarer, als mein neuer Freund einen kraftstrotzenden, dabei aber auch wohlgenährten Eindruck machte, und auf seinem schönen, heiteren Gesicht nicht die allerkleinste Sorgenfalte erkennbar war. Sah man von der

Einmaligkeit seiner Erscheinung ab, so fand man in ihm den wohlerzogenen, reichen Bürgersohn, der immer einen gedeckten Tisch, ein gutes Bett, eine warme Stube und alle und jede Bequemlichkeit des Daseins genossen, Mangel und Sorge nicht kennengelernt hatte.

Die Enthüllungen des gelegentlichen Wetterleuchtens ließen jedoch einen inneren Kampfplatz und darauf ein keineswegs leichtes Kampfleben, natürlich nur flüchtig, sichtbar werden. Es handelte sich dabei um Streitigkeiten, die Kühnelle in sich selbst, mit sich selbst und gegen sich selbst auszutragen hatte. Rings um den jungen Menschen aber tauchten, hastig umrissen, Mitglieder einer Familie auf, die, durch unversöhnliche Gegensätze getrennt, unter einem schweren Verhängnis zu stehen schienen.

Auch in meiner Familie waren Meinungsverschiedenheiten, Streitereien, Entzweiungen aller Art keine Seltenheit, aber sie hatten doch nicht, wie hier, den Charakter des Unversöhnlichen. Auch ich beklagte eine Schulerziehung, die mir, wie ich glaubte, mein Selbst-

bewußtsein geraubt und mich gleichsam am Rückgrat lädiert hatte. Er dagegen verwarf, ja, verfluchte seine ganze Jugendzeit, haßte seine Erzieher, Vater, Mutter und Lehrer, ohne Ausnahme und in einem Geiste, dem jeder Gedanke an Verstehen, an Entschuldigung oder gar Verzeihung nicht entfernt in Betracht kommen konnte.

In langem, unermüdlich zähen Ringen habe er sich, wie er sagte, durchgeschlagen und frei gemacht. Es sei seinen Unterdrückern, seinen Peinigern, seinen stupiden und tückischen Verfolgern, diesem durch Gesetze geschützten Verbrecherkonsortium, das mit sadistischer Lust und niederträchtig-satanischer Entschlossenheit seinen Leib zu schänden, seine Seele zu töten gesucht habe, weder das eine noch das andere gelungen. Ihre Minen wären nicht tief genug, er habe die seinigen tiefer gegraben. Das habe er aber nur darum erreicht, weil er früh das wahre Gesicht aller derer, die ein so unerbetenes und unverschämtes Interesse an ihm nähmen, entlarvt habe. Von da ab habe ihn keine Form von sogenann-

tem Zuspruch, von Belehrung oder Ermahnung, keine Form von süßlicher Heuchelei mehr getäuscht. Sie habe in ihm den jederzeit entschlossenen Gegner gefunden, der sich mit allen nur immer denkbaren Mitteln gegen sie wappnete und wehrte. Jede Waffe schien ihm erlaubt. Als er nun einmal auf unzweideutige Art und Weise zur Erkenntnis des niederträchtigen Verrates, den man Jugenderziehung nenne, gekommen sei, hätte er sich alle und jede Mittel zugebilligt. Denn was anders sei es, auf was diese sogenannte Erziehung hinauskomme, als das, was man anwende, wenn man einen gefangenen Raubvogel am Fliegen verhindern wolle: man mache seine Schwingen unbrauchbar. Nicht so in die Augen fallend freilich, sondern tückisch, schlau und geheim, aber darum auch um so vollständiger sei die menschliche Verstümmelung. Dem Knaben werde zuerst der Gebrauch seiner Kräfte verboten und dann überhaupt das Bewußtsein seiner Kraft geraubt. Vom Recht dagegen sei nie die Rede. Die Empfindung absoluter Rechtlosigkeit werde dem Gemüte des Menschen

mit glühendem Stempel eingeprägt. Man benutze, sobald dies geschehen sei, die Wunde zu Zwecken der Lähmung und Demütigung, wie man es mit dem Stiere tue, den man an einem durch seine Nasenscheidewand gezogenen Ringe führt.

Der Lehrer erlaube keinen Widerspruch, wodurch dem Schüler das höchste Menschenrecht, sich gegen Unbill zu verteidigen, genommen sei. So habe man, sagte Kühnelle, ihn stumm gemacht, um gleich darauf auch für Taubheit zu sorgen. Taub habe man zu sein gegen jede Art von Verletzung, Beschimpfung, Beleidigung. Man habe zu schweigen und taub zu sein, und werde der eigene Vater flugs ein Dieb, die Mutter eine Hure genannt! Das Augenlicht werde reduziert — oder liefen denn nicht Hunderttausende, ja, Millionen von armen Menschen herum, die den größten Teil ihrer Sehkraft auf den verfluchten Bänken der Schule gelassen hätten? Werde nicht den meisten ebendaselbst der Brustkorb eingedrückt, so daß sie ein Leben lang zu husten hätten? Und schließlich und endlich: werde man nicht

entweder zum Eunuchen gemacht oder mit einem verdorbenen, krankhaft überreizten Geschlechtstrieb entlassen? Ein, wie er sagte, gottverfluchtes Abiturium!!

Kühnelle schloß: Natürlich in einem solchen Kampfe steht man allein! Er sagte das auf die ihm eigentümliche Art, indem er sich dabei die Hände rieb, sich diebisch und triumphierend zu freuen schien und in kaum zu verhaltendem Glücksrausch kicherte. — Natürlich, natürlich, man steht allein. Das ist es ja eben: man steht allein. Das ist ja das Gute, man steht allein, Erwin. Und, Erwin, das darf man niemals vergessen: man hat keinen Menschen in der Welt, der einem helfen will oder kann. Sie würden einen alle verraten. Das ist es ja eben, daß man sich dazu, allein zu stehen, fest entschließen muß. Man muß sich eisern dazu entschließen. Man ist gerettet, wenn man in diesem Punkte seiner sicher ist.

*

Ich war zu jener Zeit schon verlobt. Von meiner Braut, die in der Nähe von Dresden auf ihrer Besitzung lebte

hatte ich mir einen Revolver und eine Spieluhr schen-
ken lassen. Meine Neigungen gingen einerseits in das
Enge, anderseits mit übertriebenen Hoffnungen, über-
triebenen Wünschen in die Weite der Zukunft hinaus.
Und während ich in meiner engen, lieben Studenten-
bude in süßer Zerflossenheit der Spieluhr lauschte, nährte
ich gleichzeitig Wahngefühle von künftiger Größe in
mir. Aber auch der Verfolgungsgedanke, von dem, wie
es schien, Kühnelle besessen war, beherrschte mich und
bewirkte, daß ich überflüssiger- und höchst seltsamer-
weise das Geschenk meiner Liebsten, den Revolver, immer
geladen bei mir trug.

Das alles zeigt eine große Unreife, wenn man es
mit den Augen eines älteren Menschen betrachten will.
Am Ende indes sind es fruchtbare Gärungen, die dem
Jünglingsalter natürlich sind. Man hat unendlich vieles
erlebt und doch keinen Boden unter den Füßen. Man
ist sich innerer Kräfte bewußt und ist zu jeder Ent-
täuschung verdammt, wenn man versucht, sie anzu-
wenden. Bin ich damals Kommunist gewesen? Partei-

zugehöriger jedenfalls nicht. Sicher ist, daß wir, in einem glücklichen Rausche der Jugend befangen, mitten in einen Frühling des Körpers, des Herzens und des Geistes hineingestellt, Pläne für ein neues Gemeinwesen gemacht hatten, für das Amerika der rechte Boden schien. Wie glücklich wir waren, wußten wir aber nicht. Wie hätten wir sonst uns mit Plänen getragen, je eher je lieber dem neuen deutschen Reiche den Rücken zu kehren und gleich den Kindern Israels aus dem Lande Ägypten zu ziehn?

Weder meine Spieluhr, noch mein geladener Revolver, ebensowenig unsre immer wieder laut durchgesprochenen kolonialen Luftschlösser regten Kühnelle zu irgendwelchen Protesten an. War es Natur oder Disziplin? Ich möchte doch glauben Disziplin. Er, der das Rettende aus den überall drohenden Mächten des Lebens in der Isolierung sah, zog auch die weitere Folgerung, sich jeder Einmischung in das Persönlichkeitsleben anderer zu enthalten. Wie durchaus und immer er es vermied, das erregt mir noch heute Bewundetung. Warum machte

sich denn der Musiker nicht über meinen Geschmack an der Spieluhr lustig? Warum äußerte er nie über meine sinnlose, versteckte Bewaffnung Verwunderung, da er doch halbe Nächte lang beim Mondschein furchtlos vom Fuchsturm aus durch die Wälder strich und ihm persönliche Furcht im gewöhnlichen Leben etwas Unbekanntes war? Warum unterstützte er uns sogar durch Geld, als wir einen jungen Studenten der Nationalökonomie als Pionier nach Amerika aussandten, um für die geplante Kolonie den geeigneten Ort auszumitteln? er, der doch an dieser Jugendtorheit nicht den geringsten Anteil nahm.

Was in Kühnelle gebunden war, bekamen wir erst zu spüren, als der Dämon sich freimachte. Unser Freund Pfaff gab seinen Doktorschmaus. O, du entzückendes, altes Gasthaus zum Löwen! O, du dicker, schüchterner grundgütig-wohltrauender Löwenwirt! Wir saßen in einem Extrazimmer, in dem sich auch ein Klavier befand. Die Wände waren natürlich mit gekreuzten Rapieren, Zerevis-Käppchen, studentischen Abzeichen und

Photographien von Stiftungsfesten behängt. Pfaff spendete schließlich Sekt in Strömen. Das war ein ähnliches Wunder ungefähr, als jenes, das durch den Stab des Moses in der Wüste hervorgerufen wurde, als er aus einem Felsen Wasserfluten hervorlockte. Pfaff, eines Stubenmalers Sohn, hatte nicht einen Pfennig Geld zu vergeben, und doch hörte der Sekt nicht zu fließen auf. Unbedingt war es ein rührender Höhepunkt, als der liebe Studentenvater und Löwenwirt, von einer Deputation eingeholt, in das Kneipzimmer trat und sich schließlich, errötend und geschmeichelt, neben dem jungen Doktor niedersetzte. Er genoß den Dank für alle Wohltaten, die er dem alles schuldig bleibenden Pfaff bisher erwiesen hatte, wenn er sich nun an seinem eigenen Sekt nach Herzenslust berauschen durfte. Kühnelle aber brachte einen noch höheren Höhepunkt. Die Stunde war etwas vorgeschritten. Wir hatten uns zugetrunken, mit einem Polen hochverräterisch auf die Wiederherstellung Polens angestoßen, gegen Tyrannen und Pfaffen getobt, das halbe

Kommersbuch heruntergebrüllt, als schließlich mit einem wilden Sprung Kühnelle sich den schwarzen Rock von den Schultern riß und in Hemdärmeln an das Klavier setzte. Die Schleuse brach, er konnte nicht anders, obgleich er damit das strenge Verbot der Ärzte mißachtete. Wir wurden still, und nun ging es los.

Wir hörten die zweite Rhapsodie von Liszt. Am Anfang musizierte und meditierte ein Erzengel. Aber aus dem Unterirdischen kroch und schlich ein Dämon herauf, der sich plötzlich mit tückischem Klauenhieb des himmlischen Instrumentes bemächtigte. Hatte der beraubte Erzengel über den neuen Musikanten Gewalt oder nicht? Jedenfalls ließ er ihn schweigend gewähren. Vielleicht sah er und hörte mit majestätischem Staunen, was alles aus der feierlichen Harfe des Himmels sich befreite und in dämonischem Tanze, in dämonischer Raserei durcheinanderfuhr. Wir hörten Feuerstürme hervorsausen, blaue Stichflammen schossen empor. Es waren keine Tänzer des Himmels, die dabei ihre Füße in höllischer Wildheit und Maßlosigkeit umeinander wirbelten und

mit ihnen den Rhythmus anschlugen, einen Rhythmus, der unwiderstehlich, unaufhaltsam, allmächtig, gotteslästerlich herausfordernd, also sakrilegisch und schamlos war: es waren furchtbar gellende, schöpferische Tatzenschläge, mit denen dieser höllische Harfenist die himmlische Harfe wütend mißbrauchte.

Das Spiel war aus. Ein Wink des Erzengels vielleicht hatte das Höllengelichter, Harfe und Spieler hinweggefegt. Der Nachhall, ein schwindendes Rauschen, weitete noch den engen Raum einen Augenblick.

Wir saßen wie vor den Kopf geschlagen.

Aber im Nu danach sprangen wir auf, und: Kühnelle! Kühnelle! Kühnelle! klang es eine Viertelstunde lang in wilder Begeisterung durcheinander. Wir wußten bis heute nicht, wer er war, nun hatte er uns seine Hand gewiesen, wie die deutschen Maler des Cinquecento zu sagen pflegten, wenn sie einander Proben ihrer Kunst vorlegten.

Von da an wurde Kühnelle verwöhnt. Er war eine andere Menschenart, außerhalb der studentischen Welt

dieser fremd, aber von ihr mit einem mystischen Respekt gewürdigt. Mein Bruder und ich, die wir mit den Gestalten des deutschen Olymps und Parnasses begeistert umwerbenden Umgang pflogen, kamen ihm, wie gesagt, auch persönlich nah. Ich ihm wiederum näher als mein Bruder. Um so viel, als diesen sein naturwissenschaftliches Studium etwa von ihm entfernte, ward ich ihm durch meine ausschließliche Hingabe an ein künstlerisches Ziel nähergerückt. Die Verwöhnung aber war allgemein. Man umbuhlte ihn, weil man von seinem Können, seinem künstlerischen Vermögen den größten Begriff hatte. Man war, da man zu diesem Vermögen selbst keinen Zugang besaß und es eigentlich als ein Wunder bestaunte, eingebildet darauf, mit Kühnelle umzugehen, und am meisten, wenn man ihn, wie es nun doch hie und da geschah, öffentlich am Klavier produzieren konnte.

Kühnelle hatte mir, ehe der Abend im Löwen sie überraschend enthüllte, Andeutungen über das Ungewöhnliche seiner Begabung gemacht. Aber er hatte die

Äußerungen eines hohen Selbstbewußtseins insofern herabgesetzt, als er die reproduzierenden Künste auf eine niedrige Stufe stellte. Ich hatte den damals neunzehn-jährigen Eugen d'Albert gehört, der europäisches Aufsehen machte, und den man noch heute als das größte klavieristische Phänomen betrachtet nach Rubinstein. Zu den Ausbrüchen meines Enthusiasmus schwieg Kühnelle. Wenn er auf diese Weise schwieg, so wußte man immer, er werde nur dann zu reden anfangen, wenn man ihn dringend dazu auffordere. Er hatte sich dann mit eigensinniger Innerlichkeit das Unmögliche einer Verständigung attestiert.

Hätte ich nicht monatelang sechzehn Stunden täglich Klavier geübt, war seine Antwort bei einer solchen Gelegenheit, so hätten mir alle d'Alberts der Welt nicht bange gemacht, ich steckte sie alle in die Tasche! In meinem Sinne aber wäre dadurch nur wenig gewonnen. Das Schöpferische ist es allein, wodurch der Menschheit etwas hinzugefügt werden kann! — Was wäre, wandte ich ein, eine Sonate von Haydn, Mozart,

Beethoven ohne Klavier, eine Symphonie ohne Orchester? — Dagegen etwas zu sagen, lohnte ihm nicht. Er blieb dabei, dem Pianisten, dem Geiger, dem Instrumentalisten überhaupt das Schöpferische abzusprechen.

Eines Abends hatten wir auf dem Fuchsturm gekneipt. Es wurden einem dort Fackeln aus zusammengebundenen Kienspänen für den Heimweg eingehändigt, da er durch den Wald führte und außerdem steil und steinicht war. Das Ableben Richard Wagners bewegte die Welt. In Weimar war eine Totenfeier für den nächsten Tag angesagt. Unsere Feier lag hinter uns. Kühnelle hatte während des ganzen Abends Wagner gepaukt, und jedes Kännchen Lichtenhainer, das wir hinunterschütteten, war eine Wagner-Libation. In die finstere, feuchte, aber merkwürdig warme Februarnacht hinausgetreten, kam uns, während die ersten Fackeln aufflammten, der etwas tolle Gedanke an, vom Flecke weg bis Weimar zu wandern, die heiligen Orte der Deutschen dort tagsüber zu besuchen und am Abend der Wagner-Feier beizuwohnen. Gedacht, getan: bei

grauendem Morgen kamen wir in dem noch schlafen-
den Weimar an. Ohne vom Geist Kühnelles durch-
drungen und belebt zu sein, würden wir dem großen
deutschen Meister gewiß nicht durch eine dergleichen
beschwerliche nächtliche Pilgerfahrt gehuldigt haben.

Dietrich Kühnelle hatte damals nicht die geringste
Beziehung zu Philosophie und Religion. Kunst war
das Ein und Alles für ihn. Ich kenne außer ihm keinen
Menschen, der einen so hohen, allumfassenden Begriff
von Kunst besaß. In diesem Begriffe waren ihm Gott,
Welt, Menschheit zusammengeschmolzen. Wo sie nicht
war, nämlich die Kunst, wie Kühnelle sie verstand, da
gäbe es nur Unzulänglichkeiten. Unter diese rechnete er
Philosophie, Religion und Wissenschaft. Ohne es zu
wissen, saugen diese aus den Brüsten der Kunst, sagte
Kühnelle, was überhaupt noch an ihnen ist.

★

Dieser heiter-spannkräftige, beinahe üppige, jedermann
mit Herzensgüte begegnende, schöne junge Mensch hatte
den meisten gegenüber in Wahrheit etwas entschieden

Ablehnendes. Er hatte gesagt, man stehe allein. Aber die Härte des Urteils, eine unbeugsame Härte, die man unausgesprochen spürte, wo er ablehnte, konnte nicht von dieser Erkenntnis herstammen. Sie zeigte sich in einer Umhüllung von unnahbarem Eigensinn. Trug Kühnelle eine ungesühnte Schuld mit sich herum, wie man es aus gewissen Äußerungen gegen mich immerhin schließen konnte, so machte er möglicherweise die böse Welt und die bösen Menschen dafür verantwortlich. Aber dies würde ebensowenig — mein verewigter Freund verzeihe es mir — das störrisch Maultierhafte, das heimlich Entschlossene, Widerspenstige erklären, wodurch seine Abneigungen sich äußerten. Hegte dieser gesellige Einsiedler also einen unversöhnlichen Menschenhaß? War ihm etwas von der philosophischen Galle eines Timon von Athen ins Blut getreten?

Ich sehe ihn an einem Pfingstfeiertage, als die Glocken in den Ortschaften des Elbtales das Ende des morgendlichen Gottesdienstes anzeigten, durch die mit frischem Sand bestreuten Wege eines herrschaftlichen Parkes an

der Seite eines Freundes heraufkommen. Beide jungen Menschen, gleich stattlich, von einer überschäumenden Fröhlichkeit, riefen uns schon von weitem lachende Grüße zu, meiner schönen Geliebten und mir, die wir zum Fenster eines alten, unvergeßlichen Lößnitz-Landhauses auf sie herabblickten. An diesem Morgen, an diesem Tage war alles, inbegriffen Kühnelle, nur Heiterkeit. Niemals wird das Leben mehr solchen Sinn haben! Eine Schönheit des Seins, ein Glück ohnegleichen beseligte uns. Der alte Landsitz war von einer nach Kilometerlängen meßbaren Mauer umgeben.

Kühnelle hatte seinen Busenfreund Hasper mitgebracht. Wir wußten, daß er Komponist war, und daß Kühnelle ihn bei Abschriften seiner Partituren, ja sogar bei der sogenannten Instrumentation unterstützte. Meine liebe, entzückende Braut, die mit ihrer Schwester und einem alten Onkel den großen, hochbedachten Barockbau allein bewohnte, hatte Dietendorf, eine herrnhutische Erziehungsanstalt, noch nicht lange hinter sich und außerdem, da ihr jüngst verstorbener Vater vierzehn

Jahre als einsamer Witwer gelebt hatte, junge Leute, Künstlernaturen von dieser Art, bisher nicht kennengelernt. Schließlich sind sie ja auch nicht leicht zu finden.

Schon der gesellschaftliche Ton, den sie mitbrachten, war in hohem Grade anziehend. Man fühlte, daß sie sich viel in Salons bewegt hatten, was ja bei Pianisten nicht zu verwundern ist. Ohne aber, wie Virtuosen zuweilen, dünkelhafte und exzentrische Seiten hervorzukehren, gaben sie sich mit Unbefangenheit und Natürlichkeit. Gabriele sah sie zum erstenmal und war sogleich ganz entzückt von ihnen. Man konnte überrascht sein, wenn man bei der sonstigen Zurückhaltung der schönen Schwestern schon nach einer Viertelstunde des Zusammenseins alle Fremdheit diesen jungen Eindringlingen gegenüber schwinden sah. Vertrauen wurde zur Vertraulichkeit. Es wäre nicht freier und heiterer zugegangen, wenn etwa Schulkameradinnen die hübschen Kinder besucht hätten, nicht um ein Gran weniger albern wurde alsbald gescherzt und gelacht.

Erst vor Monatsfrist hatte die ältere Schwester den

Gedanken gefaßt, sich im Klavierspielen besser auszubilden, und zu diesem Zweck zunächst einen Bechstein gekauft. Auch das alte Instrument war noch da, in dem gleichen Raum, aber hinter Blattpflanzen, sowie unter Gegenständen aller Art so versteckt, daß ein Fremder es nicht entdecken konnte. Wie es nun Hasper doch erkannte und um die Erlaubnis bat, es wieder zu Ehren zu bringen, wie er mit Kühnelle oder auch allein schwere Kübel, in denen Lorbeerbäume standen, abrückte und schließlich mit herkulischen Armen dem alten Flügel die richtige Stellung gab, war nicht nur erheiternd, sondern zur Fröhlichkeit fortreißend. Noch stärker wirkte fast in dieser Richtung Kühnelles begeisterter und begeisternder Übermut. Es war ziemlich heiß. Die Finken geigten. Die Sonne glühte zu den hohen, offenen Fenstern herein. Kühnelle fragte, ob er sehr anstoßen würde, wenn er sich seines Sommerjacketts entledigte. Fast im selben Augenblick, als es geschehen war, saß er an dem alten Klavier und glitt mit den Fingern über die Tasten. Es klang verstimmt.

Aber in zwei Minuten war Kühnelle bereits der Klavierstimmer. Mit einer Verve, welche diesem Beruf sonst nicht anhaftet, hatte er die Saiten in Ordnung gebracht. Und nun wurde auf zwei Klavieren musiziert, der Bechstein ward Hasper überlassen, und es waren glückselig überschäumende Phantasien, Jubelausbrüche und Hochzeitsmärsche, in denen sich die Künstlerfreunde austobten.

Diese beiden bejahten das Leben, stürmten in mächtig-musikalischem Anlauf seine Höhen, tauchten unter im Lebensmeere und, vergleichbar dem Dreizackschwinger Neptun und den Seinen, auf und unter im Meer der Musik.

Zwischen unserer nächtlichen Pilgerfahrt nach Weimar und diesem Ereignis lagen nur etwa drei Monate. Aber ich war ein anderer geworden. Ich hatte Neapel, hatte Capri, hatte Pompeji und Herkulanum kennengelernt, hatte unter Blitz und Donner nachts den Vesuv erstiegen, das alles aber nach einer Seereise um den größten Teil von Europa herum. Dann war ich in Rom, wo mich

der erste Abhub aus den Schatzkammern dieser ewigen Stadt berauscht, ja betäubt hatte. Ich hatte einen Begriff bekommen von der ungeheuren Macht, welche Kunst und Künste noch vor kurzem in sich vereinigt hatte. Dieser fast ausschließliche Umgang mit Kunst und Künstlern in Kirchen, Palästen und Villen ließ mich diesseits der Alpen eine große Leere empfinden, derart, daß ich mit allen Sinnen in die Fülle zurückstrebte, zurück in ein Element, das ich als lebensnotwendig, als lebengebend und lebenerhaltend für den Künstler und Kunstschüler erkannt hatte. Der Beschluß stand fest, Gabriele war damit einverstanden: im Oktober ging es nach Rom zurück.

Man wird nicht erwarten, ich hätte mit meinen zwanzig Jahren kunstkritische Ambitionen gehabt, obwohl ich einige kunsthistorische Werke mitschleppte. Ich hatte von der Antike genippt, war in Staunen verfallen vor Moses und vor der Pietà des Michelangelo, hatte die Sixtina und die Stanzen des Raffael auf mich wirken lassen und eine fast übergroße Fülle an-

derer Kunstwerke, und trug die Musik von allem in mir. Auch diese also wurde angehört, an jenem himmlischen Pfingstfeiertag, und, indem sie sich mit der anderen vermählte, konnte von einer wahren Festlichkeit dieser Stunden wohl die Rede sein.

Der Besuch der Busenfreunde wiederholte sich. Gabriele und ihre Schwester hatten aufs herzlichste eingeladen. Als etwa nach dem dritten Zusammensein meine Liebste am Gartenbrunnen, der sich klar und kalt aus einem Löwenmaul ergoß, mir den üblichen Trank aus Weißwein und Wasser mischte, machte sie eine Andeutung, als ob bei Teresa irgend etwas nicht ganz im Lot wäre. Ich fragte wieso. Kühnelle habe ihr, wie es scheine, einen gewissen Eindruck gemacht. Ich war überrascht. Auch mir war eine Hinneigung Teresas, verstohlene Blicke, ein Erbleichen oder Erröten hie und da nicht entgangen. Aber nicht auf Kühnelle, sondern auf Hasper deutete ich diese kleinen Sturmzeichen. Es war auch Hasper, so schien es mir wenigstens, der Teresa temperamentvoll auszeichnete.

Um still zu arbeiten, zog ich mich damals in ein kleines, an der Elbe gelegenes Dörfchen zurück, wo mich die Freunde aufsuchten. Zwar war ich verlobt, aber der Postagent hatte drei hübsche Töchter, und mit diesen drei hübschen Töchtern brachten drei hoffnungsvolle junge Männer den Abend zu. Der Postagent war Besitzer einer Stahlquelle. Er hatte ein Kurhaus darum und darüber gebaut, das den braven und guten Sachsen, da wir die einzigen Gäste waren, unter erheblichen Lasten seufzen machte. Badedirektor, Hotelwirt, Oberkellner, Kellner und Postagent in einer Person, war er sehr empfänglich dafür, sich mit seinem eigenen schlechten Rotwein trösten und seine Sorgen verjagen zu lassen.

Wir aßen und tranken an einem Tisch mitten in der Postagentur, von allerlei Waren, Postsäcken, gefüllten und leeren Regalen umgeben, und da wir mit den hübschen und verliebten Kindern allein sein wollten, hatten wir sehr schnell den beklagenswerten Papa von oberhalb nach unterhalb des Tisches gebracht: dies nur

bildlich gesprochen natürlich! Starke Arme retteten ihn und leiteten ihn, über ein knarrendes Treppchen hinauf, glücklich und unversehrt zu Bette.

Es wurde nun viel gelacht und geküßt — und als wir von diesen Scherzen genug hatten, sah bereits die Helle des Morgens zum Fenster herein. Ich beschloß, mich den Freunden anzuschließen, die lieber gleich aufbrechen und einen geplanten Fußmarsch nach Meißen antreten wollten, als schlafen zu gehen.

O, welche köstliche Wanderung!

Jung muß man sein, will man solche Stunden genießen. Jung geblieben muß man sein, um sich im Alter an den Erinnerungsbildern erfrischen zu können.

Wir wandern zur Linken des breiten, bernsteinfarbigen Stromes, der mit uns zieht. Morgennebel umflattern ihn. Mitunter sind Strom und Landschaft im Nebel verschwunden: allmählich saugt ihn die Sonne auf. Aber so oder so: wir sind glückselig. Wir schwelgen in einem wonnigen Lebens- und Freiheitsgefühl. Mit Jugend füllen wir unsere Lungen. Wir staunen immer

wieder darüber, welch eine Lust das bloße Atmen ist. Wir sprechen laut, wir lachen laut, wir fühlen uns wohl bis ins Mark der Knochen. Kühnelle springt, er tanzt vor Freude wie Sokrates. Er schmettert, er trompetet Stellen aus Wagnerschen Opern in die Luft. Die Lerchen der weiten Flußebene übertönen ihn. Wir kommen durch Haine, durch Buchenbestände. Die Drosseln geben ihre zwecklosen Laute im Auffliegen. Schwalben sausen uns gleichsam an der Nase vorbei, allerdings auch Nebelkrähen und Raben nehmen Interesse an den rauschenden Stromufern. Um das Fährhaus herum lärmen Sperlinge. Überall, in der Luft, auf der Erde, erwacht Tätigkeit. Wir rufen: Holüber! Holüber! Holüber! und werden über die Elbe gesetzt. Aber was uns betrifft, wir denken durchaus nicht an Tätigkeit. Wir sind da, uns am Wandern zu freuen, an der Welt zu freuen, an der Freude zu freuen. Wir sind da, uns aneinander und an der Freundschaft zu freuen, an den Ideen, die uns vorschweben und die uns gemeinsam sind.

Ich weiß nicht, ob der Sinn für Freundschaft heute noch wie damals unter jungen Menschen lebendig ist. Ich meine die reine platonische Freundschaft, nicht jene heut unter Weibern und Männern allgemein verbreitete. Das Sein in der Freundschaft, das geistige Werden und Wachsen darin, ist das größte Gnadengeschenk, das jungen Leuten zuteil werden kann.

*

Was wollten nun meine Freunde in Meißen? War etwa ihre manchmal an Tollheit grenzende Heiterkeit auf dem Wege dorthin durch das bedingt, was sie zu finden hofften? Damals tat ich mir diese Frage und kann sie heut mit ja beantworten.

Ich hatte kaum mein erstes Entzücken über die altertümliche, von der Albrechtsburg gekrönte Stadt hinter mir, als wir bereits an dem Pförtchen eines der noch immer aus lustigen Augen zwinkernden, überlebten Fachwerkhäuschen Einlaß begehrten, die, Giebel an Giebel, an- und übereinander geschachtelt, ein steiles Gäßchen den Burgberg hinan bildeten. Gott sei Dank haben

fünfundsechzig Jahre Gewalttätigkeit, Jahre einer zyklopischen Raserei im Niederreißen und Aufbauen, solche Denkmäler einer guten alten Zeit auch bis heut noch nicht auszurotten vermocht. In allen Ländern des deutschen Reiches und Deutsch-Österreichs sind diese kleinen Wohnbehältnisse noch zu finden: Nord, Süd, Ost und West weisen sie auf. Und wo man auch immer auf sie trifft, wird es einem zumut, als stünde man, unerkannt und verstoßen, nach einem in kalter Fremde verbrachten Leben, vor dem eigenen, ausgestorbenen Vaterhaus.

Unzählige Male und immer wieder hat mein Auge mit Rührung, mit seltsamer Sehnsucht, mit Kopfschütteln auf solchen traulichen Zwergenhäuschen geruht. Wo ich sie treffe, werde ich von ihnen gleichsam wie von innig geliebten alten Verwandten begrüßt, angezogen und festgehalten. Will mir jemand nachreisen und nachschleichen, so kann er mich zu allen Jahreszeiten, besonders bei Mondschein, nach diesen seelensinnigen, trotz ihres gebrechlichen Methusalem-

Alters so munter und lustig blickenden Wohnstätten suchen und vor ihnen verweilen sehen.

Eines schönen Tages freilich, wenn sich die Welt der Kanonenrohre, der Großflugzeuge, Zeppeline und Wolkenkratzer im bisherigen Tempo weiterentwickelt, werden alle diese närrischen Liliputhäuschen nur noch im Abbild, etwa bei Spitzweg, zu finden sein, dann werden sie nur im Volkslied leben, solange es noch lebendig ist, in Jean Pauls und anderen Dichtungen, solange sie jemand lesen wird, am längsten vielleicht in Schuberts Musik, bis auch davon der letzte Ton verklungen ist. Denn selbst das Himmelswunder der „Unvollendeten Symphonie" ist hinter den freundlich blitzenden Äuglein solcher Knusperhäuschen entstanden, aus ihren winzigen Stübchen hervorgegangen.

Nicht Kühnelle, sondern Alfred Hasper, der Komponist, war es, der die Klingel des Pförtchens gezogen hatte. Kaum ist es geschehen, so beugt sich auch schon das Volkslied in Gestalt eines Rotkäppchens mit zwei langen blonden Zöpfen zum Fenster heraus.

Marlenchen, ist der Vater zu Hause?

Ich sah nur, wie Marlenchen blutrot wurde, ehe sie wieder verschwunden war, und dachte bei mir, daß sich der Volksliederschatz durch ein einziges solches Liebchen um Bände bereichern könnte.

Aber schon stand sie vor uns, aufrecht in der geöffneten Tür: ich dachte nichts mehr und mußte betrachten.

Marlenchen konnte nicht viel über sechzehn sein. Obgleich sie Alfred Hasper stumm die Hand entgegenstreckte, uns mit zwei sonderbar veilchenblauen Augen prüfend, merkte man ihr die freudige Überraschung an. Sie war allein. Ihr Vater, Witwer und pensionierter Beamter der königlichen Porzellanmanufaktur, wurde um Schlag zwölf Uhr erwartet, die Zeit, zu der er, pünktlich wie eine richtiggehende Uhr, von seinem geliebten Morgenspaziergang zurückkehrte.

Marlenchen brauchte die beiden Musici nicht lange zum Nähertreten zu nötigen, sie schienen hier zu Hause zu sein. Ich wurde mit einem Händedruck, dessen weiche und herzliche Kraft mir auffiel, willkommen geheißen.

Das rote Käppchen, das aschblonde Haar, in Zöpfe geflochten, das schwarze Mieder und Röckchen nicht viel bis unters Knie, das blütenweiße Hemd und die bloßen Füße gaben der Kleinen weniger mit einem Gretchen als mit einem Gänseliesel von Ludwig Richter Ähnlichkeit.

Sehr schnell verlor Marlenchen ihre Zurückhaltung. Wie sollte das schließlich auch anders sein gegenüber so stürmischen Temperamenten, wie sie aus meinen Freunden hervorbrachen. Marlenchen hin! Marlenchen her! scholl es fast ununterbrochen aus zwei kräftigen Brustkästen mit einer Gewalt, von der das Beben zu kommen schien, womit aber nur die Wucht unserer Tritte das Liliputhäuschen erschütterte.

Daß Kühnelle und Hasper ein besonderes Wohlgefallen an Marlenchen hatten, sah man wohl. Aber es schien eher onkelhaft, als daß es auf Liebesneigung gedeutet hätte. Mir darüber ganz klar zu werden, vermochte ich nicht. Das Äußerste, worin die herrschende Lustigkeit einmal gipfelte, war der Augenblick, als

Kühnelle, in einem Anfall von Übermut, die herrlichen starken Zöpfe wie zwei Zügel zu fassen, sich nicht enthalten konnte.

Da aber sah ihn Hasper mit einem befremdeten, leicht verwarnenden Blick an, der mir nicht entging, und der Kühnelle mit einem verlegenen Lachen seinen Fehler erkennen und von seinem Tun abstehen ließ.

Dies alles trug sich in der kleinen Küche zu, wo Marlenchen die letzte Hand an das Mittagessen des Vaters zu legen hatte. Nebenan war das Wohnzimmer, in dem ein Kanarienvogel mit geradezu frenetischem Geschmetter den Lärm der Freunde zu überbieten suchte. Natürlich sollten wir zu Tisch bleiben. Was wir aber dagegen auch einwandten, Marlenchen wußte uns umzustimmen. Wenn wir nicht dablieben, sagte sie, bekomme sie es mit dem Vater zu tun.

Die Folge war, daß wir alle mitkochten und so die Kleine, Mädchen für Alles im Hause, entlasteten. Hasper hatte die Kaffeemühle zwischen die Knie geklemmt, drehte entschlossen immer wieder den Griff

herum, öffnete fortwährend in der Meinung den Deckel, daß keine ganze Kaffeebohne mehr vorhanden sei, worin er sich aber lange täuschte. Kühnelle schälte die Gott sei Dank reichlich vorhandenen, eben fertig gekochten Kartoffeln ab, die ihm, zu seiner und unser aller Freude, trotz allen Pustens die Finger verbrannten. Es wurde ein Heringssalat gemacht. Mich hatte man über die Gasse geschickt, um ein halbes Pfund Hackfleisch zu besorgen, da man die vorhandenen drei kleinen Brisoletts nicht für ausreichend hielt.

Ich wurde in der ganzen Zeit, so gestehe ich, fast ausschließlich vom Anblick Marlenchens hingenommen. Ich war nicht Student, war niemals in Rom, war nicht verlobt, sondern in ein kleines, enges, magisch umschließendes Glück versenkt, das in seiner innigen Wärme eigentlich alles Streben und Suchen im Weiten sinnlos, ja töricht erscheinen ließ. Du und ich, mußte ich denken, ich und du: aber selbst mein Name schien mir zu pompös, wenn ich ihn mit Marlenchen zusammen dachte. Würde man hier, in diesem engen Behältnis,

zu zweien sein Leben verbringen, könnte von einer Beengung trotzdem nicht die Rede sein. Mir war, als hätten alle guten Geister des Himmels und der Erde freien Zugang hierher, als könnte man, gerade von hier aus, Verbindung mit allen Zauberern des Himalaya und der Pyrenäenschlösser aufnehmen, gerade von hier aus bis zum Zentrum der Erde hinabdringen: so tief, so rätselhaft schien mir dieses windschiefe Fachwerkbüdchen unterkellert zu sein. Und schließlich, gerade von hier aus könnte man herrliche faustische Mantelflüge ausführen.

Warest du nicht, mein holdes Marlenchen, am Ende selbst eine zauberkundige Verwandlungskünstlerin? Deine Augensterne hatten mir anfänglich blau geschienen. Hier in der Küche und, wenn du den Pumpenschwengel bewegtest, vom Gärtchen aus, hatten sie etwas meergrün Schillerndes. Warest du nicht demnach am Ende gar eine Nixenfrau, die sich nach Belieben als Frau Venus, als Salome oder als die griechische Helena offenbaren konnte? Wäre es nicht ein Leichtes für dich,

dieses Häuschen in den ganzen Hörselberg mit allen seinen Wonnen, Listen und Verführungen umzuwandeln und solchermaßen den Tannhäuser selbst, den Träger der ewigen, goldenen, deutschen Harfe für immer in deinem kindlichen Schoße, an deinem kindlichen Busen festzuhalten?

Marlenchens Vater wurde Herr Rat genannt. Als Rat Wuttich erschien, stellte sich natürlich ein etwas gesetztes Wesen ein. Nachdem aber erst die Formalitäten der Begrüßung vorüber waren, schien die Stimmung, was sie an Lärmigkeit verloren, an Herzlichkeit gewonnen zu haben. Der Rat war erfreut. Bald saßen wir, fünf Personen, um ein rundes, wohlbestelltes Tischchen herum, das der holde dienende Geist Marlenchens uns gedeckt hatte und mit lautlosem Hin- und Widergehen weiter betreute. Der Rat hatte einige Flaschen lange gehüteten spanischen Weins, von denen er eine, nicht ohne Feierlichkeit, aus dem Keller heraufholte. Es war eine wichtige, in ihren einzelnen Phasen wohlüberlegte Zeremonie, wie die Flasche von ihm gereinigt, das

Stanniol entfernt, der Pfropfenzieher in die Rinde des Korkbaums hineingedreht und schließlich der Pfropfen gehoben wurde, treffender gesagt: der dunkelfeurige Schatz, der unter dem Pfropfen war.

Rat Wuttich war über die Sechzig hinaus. Er hatte nach zwanzigjähriger Witwerschaft zum zweiten Male geheiratet, nachdem seine erste Frau mitsamt seinem ersten Kinde im Kindbett gestorben war. Er verlor aber auch seine zweite Frau, allerdings erst nach einer Ehe von einem Jahrzehnt, als die einzige Tochter dieser Ehe, Marlenchen, bereits ihr neuntes Jahr erreicht hatte. Rat Wuttich hatte auf allerlei Weise Trost gesucht. Das erzwungene Sonderlingswesen der ersten Witwerzeit hatte ihn auf die Ornithologie gelenkt. Er besaß auf diesem Gebiete gute Kenntnisse. Sein Häuschen war vom Gezwitscher vieler Vogelarten, die er in Käfigen hegte, erfüllt, die jedoch weichen mußten, als die kleine Bühne des Hauses von der neuen Gattin und den Erfordernissen der Kinderpflege eingenommen wurde. Nun war Rat Wuttich Blumen=

freund. Auf einem kleinen Fleckchen Ackers vor der Stadt zog er die seltensten Arten. Auch das Vorgärtchen neben dem Hauseingang zeugte davon. Kein Tag im Sommer verging, ohne daß er seinem geliebten Kinde Marlenchen einen schönen Strauß heimbrachte. Er lebte ja nur noch ihr allein, sonst hätte das Leben ihm nichts mehr geboten.

Um aber nicht zu wünschen, daß Marlenchen nach seinem Tode einen ehrenwerten Menschen und Mann zum Schutze hätte, war er nicht eigensüchtig genug. Und so mochte er wohl in den beiden Freunden, die für ihn und Marlenchen die gleiche Freundschaft an den Tag legten, im Grunde Marlenchens Bewerber erblicken. Sein Sinn neigte mehr zu Hasper hin, obgleich er sich von den Sonderbarkeiten nicht beirren ließ, die wohl auch ihm Kühnelle zuweilen gezeigt hatte.

Es fällt mir ein, daß Rat Wuttich gewisse mystische, insonderheit spiritistische Neigungen hatte. Kühnelle deutete mir das an. Nie spreche der alte Herr, selbst nicht zu seiner Tochter, davon. Diese aber erfuhr und

erriet es auf Umwegen. Sie glaubte, er habe im Geiste zwanzig Jahre hindurch mit seiner verstorbenen Frau in Kontakt gestanden. Und lange nachdem ihre eigene Mutter gestorben sei, habe er, von einem Spaziergang zurückkehrend, zu ihr die seltsamen Worte: Mutter läßt dich grüßen! gesprochen.

Wenn ich mich an den Rat erinnere, so frage ich mich, wie sich ein so harmonischer Gemütszustand wie der seine herausbilden konnte. Wir versuchen es heute, ihn durch Philosophie, durch Studium von Seneca oder Marc Aurel, durch Vertiefung in die Bhagavad-gîtâ, in die Veden, in die Reden des Buddha zu erreichen. Immer vergebens. Bei dem Rat, so möchte ich antworten, wuchs diese fast stabile Harmonie aus der Beschränkung des Beamtentums, aus der Beschränkung auf ein und dasselbe kleine Häuschen und Hauswesen, aus einer regelmäßigen, durchaus nicht bigotten evangelischen Kirchlichkeit, aus der reichen stillen Innerlichkeit eines in sich beruhenden Geistes, dem es nicht schwer fällt, auf alles, was er, ohne es kennengelernt

zu haben, dennoch auf wunderbare Weise genugsam kennt, ohne Schmerz zu verzichten. Vereinsamt, nimmt er den Schlüssel und schließt, indem er seine eigene Haustür nach außen öffnet, sich die beflügelte Welt der Vögel auf! Wieder vereinsamt, die der Blumen! Die der Geister zu guter Letzt, an der er nicht zweifelt, da er eben ein Mann der Pflicht und des unabirrbaren Glaubens ist. Es hat sich ein Geistesgewand um ihn gebildet, das ihm paßt, und, da sein Wachstum vollendet ist, denkt er nicht daran, es zu erweitern.

Kühnelle, wie ich nun bald erfuhr, sah ein mit Ehrfurcht bewundertes Vorbild in ihm, was auch bei allem, was ich von ihm wußte, erst recht bei dem, was ich heute von ihm weiß, mir innigst begreiflich ist.

Nach Tische begann das Spinett zu tönen. Es stand von Väters Vätern her, mit dem Häuschen selber dem Rat vererbt, in dem gleichen Wohnstübchen, dessen sonstiger Hausrat, besonders der Inhalt eines Glasschränkchens, genauestes Studium wohl gelohnt hätte. Dieses aber enthielt unter anderem einen Schatz alten,

figürlichen, meißnischen Porzellans neben einer Unmenge kleiner Sammlerobjekte, Miniaturbildchen, Dosen, Kettchen aus Bernstein und Granaten, Degenquasten aus Glasperlen: alles Dinge, an die irgendeine Familienerinnerung gebunden war. Kleine, von ovalen Goldrähmchen umschlossene Familienporträts, in Pastellfarben sauber gemalt, fanden kaum hinreichend Platz an der Wand. Einem Altertumsmarder wären die Augen aus dem Kopf getreten, das Wasser im Munde zusammengelaufen. Generationen von Verwandten schienen ihr Anrecht an dieser lieben Wohnstätte neben den lebenden festzuhalten. Von der braunen Kommode tickte die Pendule. Ihr goldener Pendel, zwischen alabasternen Säulen, vor drei Spiegelwänden, schwang über sich, von ihnen gespiegelt, Phaeton auf dem angemaßten Sonnenwagen hin und her, der Raserei seiner feurigen Rosse ausgeliefert. In einer Schale davor prangten Feldblumen, von Marlenchens schlichtem Geschmack geordnet, die Stiele in nassen Sand gesteckt.

Wenn ich heute über dieses Hauswesen nachdenke,

so steigen mir allerlei Zweifel auf, ob man eigentlich recht habe mit der üblichen Geringschätzung des sogenannten Philisteriums. Hier war es ja wohl, dieses Philisterium. Wie wohl aber wurde einem darin! Ich fühle deutlich, daß wir drei Eindringlinge, wir Kinder einer anderen Zeit, durch diese Umgebung zur gleichen Ehrfurcht bewegt, zum gleichen Glück beseelt waren.

Es war kein geringer Augenblick, wir genossen den Kaffee, Rat Wuttich hatte seine lange Pfeife in Brand gesetzt, wir drei Besucher gehörten seltsamerweise unter die Nichtraucher — es war also kein geringer Augenblick, als Hasper, nachdem er ein Weilchen auf dem Spinett präludiert hatte, Marlenchen fast mit der Miene eines Lehrers heranwinkte und, mit der Bemerkung, sie singe sehr hübsch, erklärte, sie werde ein einfaches Volkslied vortragen. Ich hatte ja längst, ihren häuslichen Wandel mit Andacht verfolgend, Volkslied um Volkslied in meinem Innern erklingen hören. Nun stieg es aus ihrer Seele auf.

Mit Stimmen geht es mir sonderbar: oft sprechen

die herrlichsten mich nicht an, während die Stimme eines einfachen Schullehrers etwa mich derart erschüttert, daß ich nur, indem ich die Zähne fest zusammenbeiße, meiner Erschütterung Herr werden kann. So ging es mir, als Marlenchen sang, und ich nahm meine Zuflucht immer wieder zu dem bekannten Mittel, lieber einen Schnupfen zu heucheln und sich zu schneuzen, als sich zu verraten, indem man das Taschentuch an die Augen führt.

Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum — Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann — Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein — Kein schönerer Tod ist in der Welt als wer vor'm Feind erschlagen — schließlich sang Marlenchen das Lied: Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus ...

Das mußten nun auch die drei Burschen, Kühnelle, Hasper und meine Wenigkeit, nach etwa einer Stunde tun, nämlich durchs Tor des Städtchens davonziehen. Und als sie dann zwar nicht über den Rhein, doch wiederum über die Elbe fuhren, da schwärmten sie noch

von den köstlichen Stunden, die sie in dem verwunschenen Knusperhäuschen erlebt hatten. Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann . . .

*

Kühnelle blieb einstweilen bei mir in dem kleinen, noch ungeborenen Badeort, während Hasper durch Pflichtarbeiten nach Dresden gerufen wurde. Einige Tage darauf setzten wir uns eines Morgens wiederum in Gang, um die Herrinnen auf Buchenhorst zu besuchen, von denen die eine, wie man weiß, meine Verlobte war.

Besaß ich nun in Kühnelle einen wirklichen Freund? Manches könnte mich stutzig machen. Wir kamen gut miteinander aus, aber außer in gewissen Fragen der Kunst hatten unsere Ansichten wenig Übereinstimmung. Wenn ich, wie ich heut, beinah ein halbes Jahrhundert später, glauben muß, damals ein Schwärmer in Worten war, so gab es nichts in seiner Natur, was dieser jugendlichen Eigenschaft entgegengekommen wäre. Riß mich irgendein Enthusiasmus hin, so bewirkte das meistens bei ihm nur eine größere Schweigsamkeit.

Ein anderer Zug seines Wesens war noch seltsamer: lobte ich seines Busenfreundes Hasper frische und kerngesunde Art, so schien er geradezu wie gepeinigt. Der schöne Mensch zog dann mit einem hörbaren Zischen heftig den Atem ein, wie wenn er etwas, Tatsachen, Urteile oder dergleichen, zu seinem Leidwesen verschweigen müßte. Das lief in ein Achselzucken aus, in ein Durcheinander von angefangenen Sätzen und endete mit einem Versinken in Abseitigkeit.

Fast ebenso ging es zu, so oft ich mich über die Meißnischen Eindrücke äußerte: Achselzucken, unklares Ja und Nein, ein bulstriges Stottern, woraus ich, wenn ich wollte, das Unnütze oder Unangebrachte oder unbewiesen Fragliche meiner Betrachtung solcher Dinge herauslesen konnte.

Ich fragte ihn geradezu, ob sich da nicht zwischen Hasper und Marlenchen etwas anbahne. Es kam unter gleichen Fisematenten etwa die folgende Antwort heraus: Nun, Gott ja . . . um des Himmels willen . . . ein Mensch wie Hasper . . . das sind ja wirklich Dinge

. . . das muß er mit seinem Gewissen ausmachen . . . Und gleichsam mit einem Schlußkrampf seines ganzen Wesens, wobei seine Finger krachten, die er ineinandergeschoben hatte, lehnte er, mit der Bewegung eines Pferdes, das sich schüttelt, die Frage in Bausch und Bogen ab.

Ich hatte geglaubt, in Hasper Kühnelles herzlich geliebten Freund zu sehen. Die Art, wie er jedesmal von ihm ablenkte, wenn die Rede auf ihn kam, stimmte damit nicht überein. Ebensowenig konnte ich mir erklären, wie ein Tag, den er im Zustand des köstlichsten Übermutes mit heiter erschlossenem Herzen genossen hatte, für ihn zu einer kaum erwähnenswerten Sache herabsinken konnte. Auch der gute Rat Wuttich und das Marlenchen, schien es, lohnten einer Erwähnung nicht mehr, obwohl ich doch glaubte gesehen zu haben, wie Kühnelle das hübsche Bürgerkind, besonders während des Vortrags der kleinen Volksliedchen, mit den Augen verschlang. O Gott, ja . . . es ist ja nichts . . . ist ja nur Spielerei . . . stotterte er heftig durchein-

ander, wenn ich des tiefen Eindrucks gedachte, den mir dieses Erlebnis gemacht hatte.

Wenn es nun aber so war, daß dieser schwer durchschaubare Mensch in jedem gewünschten Augenblick sein Herz verschließen, sein Gemüt ausschalten, seine Liebe und Neigung in Gleichgültigkeit verwandeln konnte, wenn mit einer sogenannten Anhänglichkeit bei ihm nicht zu rechnen war, so hatte ich einer solchen Veranlagung damals schon einen gewissen eingeborenen Stoizismus entgegenzusetzen. Ich liebte Kühnelle, so wie er war, und da ich im Sinne irgendeiner freundschaftlichen Leistung nichts von ihm wollte, hätte ich, selbst wenn er mich mit abschätzigen Urteilen hinter dem Rücken bedacht oder mich geradezu abgelehnt oder offenkundig gemieden hätte, dieses als den Ausdruck eines im Grunde edlen, labyrinthisch verzweigten, leidenschaftlich leidenden Seelenlebens betrachtet.

Wir waren zum Mittagessen in Buchenhorst. Nachdem der alte Onkel als fünfter im Bunde, wie seines Amtes, die Tafel aufgehoben hatte, verzog sich Teresa

mit Dietrich, es hieß, auf die sogenannte Ruine in den Park hinauf.

Meine Liebste berichtete mir einiges von der häuslichen Vox populi, die sich in förmlich verzückter Weise über Kühnelle geäußert hatte. Die Herzen des Personals, und zwar des männlichen wie des weiblichen, flogen ihm zu. Sein Erscheinen sei jedesmal geradezu aufregend.

Keineswegs war es zum erstenmal, daß Teresa mit meinem Freunde allein längere Zeit im Park lustwandelte. Von einer bezaubernden Anmut der Wohlerzogenheit und von zartester, ja holdester Mädchenhaftigkeit, hatte sie doch in wichtigen Augenblicken ihres Lebens stets einen festen Willen gezeigt. Darüber von Gabriele belehrt, war es mir nicht schwer zu bemerken, wie Teresa solche Wanderungen zu zweien nicht, durch meinen Freund bewogen, unternahm, sondern selbst anregte. Jetzt aber mußte ich überdies von Gabriele Dinge über die Seelenverfassung Teresas erfahren, die, wenigstens was sie selbst betraf, Befürchtung, Hoffnung,

Beobachtung, kurz, jede Art von Vermutung überflüssig machten.

Unter dem bekannten Siegel der Verschwiegenheit erzählte mir meine Braut: Teresa ist seit dem letzten Besuch Kühnelles völlig umgewandelt. Sie liebt ihn, rund heraus gesagt. Das könnte ja an sich eher etwas Erfreuliches sein. Kühnelle ist ein prächtiger Mensch, schließlich aus altem sächsischen Bürgerhause und zu guter Letzt nicht einmal arm. Aber da ist zunächst die Frage: ob er sie wiederliebt. Wenn er sie nun nicht wiederliebt, so muß ich für meine Schwester fürchten.

Was aber, wenn er sie wiederliebt?

Sie gab mir die Hand und ließ mich schwören, nie und zu niemand auch nur einen Hauch von dem verlauten zu lassen, was sie mir nun vertrauen werde. Ich gab ihr die gewünschte Versicherung.

Teresa, so sagte sie ungefähr, ist vielleicht, wie ich es mir zusammenreime, Kühnelle gegenüber in der Enthüllung ihrer Neigung etwas weit gegangen, ganz ausschließlich mit Worten natürlich. Ich weiß es von ihr

selber, daß irgendeine sonstige Annäherung nicht stattgefunden hat. Kühnelle hat ihr darauf ein Bild seiner selbst und einer sicher vorauszusehenden Zukunft im Fall einer Ehe mit ihm gemalt, das sie aufs tiefste erschüttert hat. In seiner Gegenwart draußen im Garten ist sie während seiner Eröffnungen vollkommen außer Fassung geraten und in Weinen und Schluchzen ausgebrochen, worauf wieder Kühnelle furchtbar erschrocken ist und gesagt hat, gerade daran könne sie sehen, wie alles, was er beginne, eben zum Schlimmen ausschlagen müsse. Jetzt läuft sie umher und macht sich Vorwürfe, nicht mehr Herrin ihrer selbst gewesen zu sein, denn so schwächlich und weinerlich dürfte gerade die künftige Lebensgefährtin eines Kühnelle am allerwenigsten sich betragen.

Ich fragte, was sie denn so erschüttert habe?

Die Art, wie Kühnelle gegen sich selbst gewütet hat. Wenn sie ihn nur zum kleinen Teil kennen würde, hat er gesagt, sie müßte sich auf der Stelle mit Abscheu wegwenden. Es sei, sozusagen, kein guter Faden an

ihm. Es ändere gar nichts an der Sache, nämlich an der schrecklichen Zerstörung und Verwüstung seiner Person, wenn er die Hauptschuld daran nicht selber trage. Eine Jugend habe er nicht gehabt. Wie sollte er sie auch haben in einem vom erbarmungslosesten Kriege aller gegen alle durchtobten Elternhaus?! Zwei Todfeinde gleichsam hätten ihn gezeugt und ihm, seinem Innern, seiner Seele die ganze furchtbare Erbschaft ihres ewigen Krieges, ihrer gegenseitigen Zerfleischungswut eingepflanzt. Nicht nur dem Vater, sondern sogar der Mutter habe er hundert- und hundertmal ins Gesicht geschrien: Ich verfluche mein Leben und die noch mehr, die es mir aufnötigten! Dabei mußte er, wie er sagte, alle Augenblicke, nach Art eines Tierbändigers, Friedensstifter sein: zwischen den Eltern, zwischen den Geschwistern, zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn, zwischen Vater und Sohn und Mutter und Tochter, worauf sie dann alle oft über ihn herfielen und so fort und so fort.

Er werde nie und nimmer ein so verruchtes und ver-

derbtes Geschlecht weiter fortpflanzen. Er habe an dem Fluche des bisherigen Lebens genug. Er möchte nicht noch die berechtigten Flüche von Kindern auf sich laden. So tief gesunken sei er denn doch noch nicht. Am allerwenigsten möge sie, Teresa, ihm zutrauen, daß er den Inbegriff von Unschuld und Reinheit durch sein verderbtes Blut in Schmutz, Galle, Gram und Verzweiflung hinabziehen werde.

Bis zu einem solchen Grade hatte sich Kühnelle mir gegenüber noch nicht aufgeschlossen, wenn man hier überhaupt von Aufschluß reden kann. Es konnte hier ebensogut jene leichte Verrücktheit, jenes überspannte Wesen im Spiele sein, das man bei musikalischen Genies, insonderheit Virtuosen nicht selten findet. Eine bequeme Natur war Kühnelle jedenfalls nicht, und meine verwandtschaftliche Liebe zur Schwester meiner Braut brachte es mit sich, daß sich die Sorgen Gabrielens mit womöglich noch größerer Schwere auf mich legten. Schließlich war Kühnelle schon durch die dämonische Erbschaft seiner Kunst und den verhaltenen Ehrgeiz,

der in ihm brannte, sowie durch sein Sonderlingstum ungeeignet zum Ehemann. Beruhten wirklich neun Zehntel seiner Bekenntnisse auf Einbildung, das eine übrig gebliebene Zehntel Wirklichkeit war hinreichend, um ein Mädchen von der Art Teresas unglücklich zu machen.

Die Eröffnungen Gabrielens brachten leider in mein Verhältnis zu Kühnelle eine Veränderung. Ich liebte ihn, ja, ich verehrte ihn. Die ganze Wildheit seiner Natur, deren er im allgemeinen durch ein in hohem Grade wohlerzogenes Wesen Herr wurde, die aber immer und überall sich in kleinen Zügen bemerklich machte, hatte für mich etwas äußerst Reizvolles. Der ganze ungewöhnliche Mensch zog mich an. Und nun ward ich in eine Lage gebracht, wo ich heimlich gegen ihn wirken mußte. Zwar hätte ich es nicht ändern können, wären Teresa und er ein Paar geworden, aber ich würde für jeden von beiden mir werten Menschen das gleiche Unglück darin erblickt haben.

Nun hatte ja freilich Kühnelle selbst mir des öfteren mit der wegwerfenden und entschlossenen Kürze, die

ihm eigen war, die Rede abgeschnitten, wenn ich ihm vom Heiraten sprach. Er hatte das jetzt bei einer wirklich auftauchenden Möglichkeit dieser Art noch weiter getrieben und sich jenes furchtbare Leumundszeugnis ausgestellt, das Teresas Gemüt so tief erschütterte. Solche leidenschaftlichen Vorfälle haben aber, wie ich schon damals wußte, nicht immer und überall den Sinn, den sie an der Stirn tragen. Und wenn es so wäre, sind sie trotzdem ihrer Wirkung durchaus nicht gewiß. Teresas Neigung war durch die eruptiven Bekenntnisse meines Freundes leider durchaus nicht zurückgestoßen oder gar ausgelöscht. Sie hat, erzählte mir Gabriele, in der Folge schlimme Tage und Nächte zugebracht. Jetzt erst war das schwelende Feuer ihrer Neigung zur offenen Flamme geworden. Zur Bewunderung hatte sich Mitleid gesellt: eine Mischung, in der sich die Macht des Eros am stärksten manifestiert.

Und du weißt ja, sagte mir Gabriele, daß Teresa in Dietendorf erzogen ist. Zwar, von dieser herrnhutisch-zinzendorffischen Frömmigkeit schien nichts, aber auch

gar nichts in ihr zurückgeblieben. Jetzt kommt es mir vor, als ob etwas von diesem Geiste doch noch in ihr sei: sie fühlt sich berufen, Kühnelle zu retten oder wenigstens sein guter Engel zu sein. Ihre Rede ist: sie wolle gar nicht in einem platten und banalen Sinne glücklich sein, sie sei völlig bereit, wenn es notwendig wäre, sich aufzuopfern. Die Liebe müsse alles ertragen, hoffen und dulden, behauptet sie mit diesem Zitat aus der Bibelstunde.

Nachdem Gabriele und ich bis gegen die Vesperzeit immer wieder erwogen hatten, wie wir unser Verhalten in dieser Sache einrichten könnten, traten Teresa und Kühnelle, von ihrem Gange zurückgekehrt, unvermutet bei uns ein. Es war in dem purpurroten Musiksalon mit den schweren Damastvorhängen an den Fenstern. Kühnelle begrüßte uns durch ein Kopfnicken, Teresa blickte uns nur mit starrer, versonnener Miene an, indem sie, zu einer Tür hereingetreten, sogleich durch die andere wieder verschwand. Diese führte zu den Schlafzimmern.

Kühnelle setzte sich ans Klavier.

Unvergeßlich ist mir die Bewegung geworden, mit der er es in leidenschaftlichen Augenblicken zu tun pflegte. Indem er sich duckte, sich gleichsam klein machte und seine Sohlen mit gebeugten Knien schleichend vorwärtsschob, schien er wie ein Tier seine Beute ins Auge zu fassen. Im letzten Augenblicke wippte er auf, fast im gleichen saß er schon auf dem Klavierschemel, und immer noch in ebendemselben fingen schon die Läufe zu rollen, die Bässe zu donnern an. So war es auch jetzt — und wir schwammen in einem Sturm von Tönen. Mir kam es vor, als wenn eine Herde verdursteter Büffel, nach einer langen Wanderung durch die Gluten von wasserlosen Wüsten, sich in einen rettenden Strom gestürzt hätten.

*

Den Winter, etwa vom Oktober des Jahres achtzehnhundertdreiundachtzig bis zum April achtzehnhundertvierundachtzig, brachte ich in Italien zu. In einem feuchten Studio der Via degli Incurabili zu Rom

versuchte ich mich und zerquälte mich mit Bildhauerei. Meine Braut war zunächst in Deutschland geblieben. Neue Menschen traten in meinen Gesichtskreis ein: viele, die nur dazu berufen schienen, einen Beweis dafür zu erbringen, mit wie kleiner, ärmlicher und nichtsnutziger Gesinnung man den Begriff Künstlertum verbinden kann, andere — hierbei ist wenig viel! — deren reiner Ernst und menschliche Wärme die üblen Erfahrungen wiederum wettmachte.

Im übrigen waren damals diese Eichendorff'schen Verse auf mich und meinen Zustand anwendbar:

Noch wußt' ich nicht wohin, und was ich meine,
doch Morgenrot sah ich unendlich quellen,
das Herz voll Freiheit, Kraft der Treue, Tugend!

Im Januar erschienen meine Braut und meine zukünftige Schwägerin. Meine bisher schon gewonnene Kenntnis von Rom, seinen großen Bauten und übrigen Kunstwerken konnte ich den beiden schönen Schwestern nun dienstbar machen.

Daß Teresa in nicht allzunahen Abständen Briefe

mit Kühnelle wechselte, erzählte mir meine Braut. Seit Teresa erkannt habe, Gabriele sei dem Gedanken einer Verbindung zwischen ihr und Kühnelle nicht günstig gesinnt, lehne sie jedes Gespräch über diese Frage ab und spreche auch selber nie davon. Sie wolle nunmehr diese Angelegenheit als eine eigenste, nur sie allein betreffende angesehen und geschont wissen. Ich sah die Briefe meines Freundes übrigens nie, da Teresa ihre Briefschaften persönlich von der Post abholte.

Wir verlebten eine herrliche Zeit, von der ganzen Romantik der Ewigen Stadt berauscht und umhüllt. Schließlich wurde ich leider krank, und es fehlte nicht viel, so hätten mich böse Dämonen schon im Beginn meiner eigentlichen Lebensbahn vom tarpejischen Felsen hinabgestürzt. Der obere Rand dieser Felswand, von der man auf die Trümmer des Forum Romanum niederblickt, liegt im Garten des deutschen Krankenhauses auf dem Kapitol, wo ich sechs Wochen zubrachte, die ersten vierzehn Tage zwischen Leben und Tod. Mehrmals hatte der Arzt Gabrielen gesagt, sie möge meine

Eltern schonend auf mein mögliches Ende vorbereiten.

Mein Wille, mein Glaube dagegen gehörten dem Leben. An eine Möglichkeit zu sterben dachte ich nicht. Als die Genesung sich langsam festigte, führten meine ersten Schritte in das köstlich wiedergeborene Sein zugleich durch die Welt des „Titan" von Jean Paul. Den „Hyperion" Hölderlins hatte ich unter dem Kopfkissen.

Mit ziemlich vermindertem Gewicht, immer noch schwach aber doch gesund, kehrte ich Mitte Mai nach Deutschland zurück.

Einmal, in der ersten Hälfte des Winters, hatte ich Kühnelle brieflich gefragt, ob es ihn nicht reize, nach Rom zu kommen. Er hat es freundlich, aber bestimmt verneint. Damit begann und endete unser römischer Briefwechsel. Wenn mein Freund wirklich mit Teresa in Verbindung stand, so hat er sogar vermieden, mich grüßen zu lassen. Meine Typhuserkrankung brachte darin keine Änderung.

Während der ersten Monate nach meiner Heimkehr habe ich in Hamburg, dann in Dresden gewohnt. Bis

Dresden hörte ich nichts von Kühnelle. Dieser Mangel an Nachrichten störte mich nicht. Erstlich war er mir überhaupt etwas ferner gerückt, und dann hatte ich mit meiner Kunst, meinen Lebensplänen und den Nachwehen meiner Krankheit genug zu tun.

Wiederum war es Pfingsten geworden, als mir Kühnelle und Hasper untergefaßt auf der Brühlschen Terrasse begegneten, wobei es mir vorkam, als läge zwischen uns kaum eine Trennungszeit. Mein künstlerisches Ringen in Rom, meine neuen Freunde und Erlebnisse, die Zeit mit Teresa und Gabriele schienen nicht mehr, als ein Traum der verflossenen Nacht zu sein.

Wenn Hasper und Kühnelle zusammen auftraten, so war mir ein leises Zurückstehen Kühnelles schon früher aufgefallen. Heut nun dominierte Hasper noch deutlicher über ihn. Auf etwas dergleichen glaubte ich das ein wenig befangene, ja gekniffene Wesen Dietrichs zurückführen zu müssen. Der mit noch größerer Schulterbreite bei weniger guten Proportionen begabte Hasper

hänselte ihn, ohne daß ich, nach meiner langen Abwesenheit, wissen konnte, worauf sich seine Spottlust bezog. Es war viel von Konsequenz und von Inkonsequenz die Rede. Endlich aber hörte das auf, und wir tauschten auf alte Art unsere Erlebnisse.

Gelegentlich fiel mir Rat Wuttich ein, und ich fragte natürlich auch nach Marlenchen. Als ich wiederum von dem schönen Meißner Tage und von dem reizenden Bürgerkinde zu schwärmen begann, wurde das zu meinem Befremden von beiden Freunden mit eisigem Schweigen aufgenommen. Wir kamen schnell darüber hinweg. Ich war allzusehr von Rom und allem dort Erlebten erfüllt, um mir über die Ursache dieses Verhaltens den Kopf zu zerbrechen.

Ende des Sommers fand meine Hochzeit mit Gabriele statt. Die kirchliche Trauung, für die ich mir eine Stunde vorher erst den Frack borgte, brachte mir vom Altar herab die erste, mir höchst überraschend kommende Anerkennung meiner Künstlerschaft. Dem Pastor waren einige Unterlagen für seine Traurede gegeben worden,

zum Beispiel, daß ich in Rom gewesen, mich dort in der Bildhauerei versucht hatte, und mit der allergrößten Freigebigkeit hatte er einen jungen Meister aus mir gemacht, der in der Ewigen Stadt an den Brüsten der Kunst gelegen und übrigens auch, neben der wirklichen, heiligen Taufe, die eines Gusses aus dem kastalischen Quell empfangen habe. Zwar lachten wir später viel über diesen Panegyrikus, aber den Versuch einer unwahrscheinlichen Lüge unterlasse ich und vermeide zu sagen, er habe mir, dem bescheidenen Anfänger, nicht wohlgetan.

An dem Hochzeitsessen in einem kleinen Raum des Restaurants Brühlsche Terrasse nahmen, das Brautpaar eingerechnet, sieben Personen teil. Außer Teresa und dem alten Onkelchen, dem Anstandswauwau von Buchenhorst, mein Bruder Konrad, der von Jena als frischgebackener junger Doktor herübergekommen war, überdies Hasper und Kühnelle als Trauzeugen. Ein anspruchsvolleres Hochzeitsfest hatte ich mit aller Entschiedenheit abgelehnt.

Am Morgen darauf, als wir eben vom Bahnhof Dresden-Neustadt nach Berlin abdampften, wo unsere eingerichtete Wohnung auf uns wartete, fragte mich meine junge Frau, ob ich bemerkt hätte, wie die Sache zwischen Teresa und Kühnelle gestern ins reine gekommen sei. Da ich aber durchaus nichts bemerkt hatte, so ließ ich mir Näheres von ihr mitteilen. Zu ihrem Staunen habe Teresa in einem gewissen Augenblick, ganz wie selbstverständlich, ihren Mund auf Kühnelles ruhende Hand gedrückt, und er sei bis an die Nasenwurzel erblichen.

Aber erst im Januar wurde uns durch Teresa selbst ihre Verlobung mit Kühnelle brieflich angezeigt. Gabriele mußte wohl erst aus dem Hause sein und auch meine Person in eine gewisse Ferne entrückt, bevor eine solche Entwicklung statthaben konnte.

Man streicht die Segel vor einer Tatsache. Ich hatte Kühnelles Bruder kennengelernt, also eines von jenen Familienmitgliedern, die er mir auch als von Dämonen zerrissen und gepeitscht dargestellt hatte. Er

erwies sich als ein außergewöhnlich schöner, außergewöhnlich wohlerzogener, schlicht bescheidener Mensch, der, noch nicht zwanzig Jahre alt, bereits sein medizinisches Staatsexamen hinter sich hatte. Ich habe ihn damals öfter wiedergesehen und später in Zwischenräumen von Jahren, und nie ist mir irgendein Zug von Zerrissenheit, Bosheit oder dergleichen aufgefallen. Sind, erklärte ich Gabrielen, die übrigen Geschwister Kühnelles ebenso, dann ist sein Pessimismus nichts weiter als Einbildung, und er täuscht sich vielleicht auch über die Eltern. Täuscht er sich aber über sie, so täuscht er sich wohl zugleich über sich selber, und wir können mit dem bei einem solchen Schritt überhaupt möglichen Grade des Vertrauens in die Zukunft des neuen Paars blicken.

Da ich nun einmal in dem Bestreben, dem Ereignis seine guten Seiten abzugewinnen, nach dieser Richtung weiter zu denken begann, drängten sich mir mehr und mehr die verläßlich bürgerlichen Seiten meines Freundes auf. Er zum Beispiel borgte nie Geld. Aber

er war nicht kleinlich im Ausborgen, nur verlangte er den genauen Termin der Rückgabe und kaufmännisch-korrekte Sicherheit. Die Häuser, in denen er verkehrte und in die er mich gelegentlich einführte, sprachen für ihn. Sie gehörten alle in die obere Schicht des Bürgertums. Überall war er aufs beste gelitten. Er nahm mich eines Tages zu einer Frau verwitweten Bürgermeister Kocher mit, eine sanfte, kluge, belesene Dame, deren ältester von drei Söhnen bereits vierzehn Jahre zählte. Es schien mir, sie verehre Kühnelle und liebe ihn mütterlich. In Fragen der Erziehung schien sie ganz unter seinem Einfluß zu sein. Allein mit mir, deutete sie in menschlich herzlicher Weise an, wie Kühnelle in mancher Beziehung liebevoller Sorge bedürfe, da er, wie alle genialen Menschen, den harten Anforderungen des praktischen Lebens gegenüber in hohem Grade unbeholfen sei. Nun also, so konnte ja alles gut werden, da ein lieberes Geschöpf von größerer Aufopferungsfähigkeit, Fügsamkeit und Zärtlichkeit als Teresa nicht zu denken war.

Der neue Zustand ward allmählich in unserem Geiste eine Selbstverständlichkeit und wurde gewohnheitsmäßig hingenommen. Meine Frau und ich bekamen immer mehr mit uns selbst zu tun, erstlich weil Gabriele ein Kind erwartete, dann aber, weil jener deutsche Pfleger und Rohling, der im Krankenhaus auf dem Kapitol sein Wesen trieb, recht zu behalten schien, der mir schwere Folgeerscheinungen der überstandenen Krankheit voraussagte. Eines Tages bekam ich Bluthusten und geriet durch dieses Symptom, das sich öfter und öfter wiederholte, in eine Gemütsverfassung, die ich mir keineswegs zurückwünsche.

Alles war fraglich, die Zukunft unsicher, die Furcht vor einer jähen Katastrophe, etwa einem Blutsturz, ließ mich nicht los, und damit war Grundstein und alles unterminiert, was sich bisher von dem Bauplan meines Lebens etwa bereits verwirklicht hatte.

Ich hatte vor, von Kühnelle zu sprechen, sonst läge es nah, der Verlockung nachzugeben und der Leiden und Wirrnisse zu gedenken, die sich in meinem Leben

und meiner Ehe erhoben und mich von allen Seiten bedrängten. Wir hatten unseren Wohnsitz aufs Land nach einem Ort in der Nähe Berlins, Fangschleuse, verlegt, wo ich reine Waldluft genießen und besser meiner Gesundheit leben konnte. Zwar der Aufenthalt tat mir gut, aber das Durcheinander von Regungen, Strebungen, Sorgen, Gefahren und Schicksalschlägen staute auch diese Fangschleuse nicht.

Eines Tages wurden wir von der Nachricht überrascht, daß sich ein Vetter meiner Frau, schlechtweg Hugo genannt, in der Nähe von Pichelswerder an der Havel getötet habe. Er hatte brieflich vorher von seiner Mutter Abschied genommen und ihr den Ort der Tat bekannt gemacht. Auf diesem Orte suchte und fand man ihn: er hatte sich durch den Mund geschossen.

Ich frage mich heut, ob sein Tod, trotzdem er sich seit Jahren mit Selbstmordgedanken trug, mit Teresas Verlobung zusammenhing. Dieser Hugo war Architekt. Er spielte mit malerischen Neigungen. Aus einer gemütvollen Liebe zu Blumen bevorzugte er das

Blumenstück. Er verkehrte viel bei den Schwestern auf Buchenhorst. Sein Betragen war still und gleichmäßig. Beruhte eine gewisse Teilnahmslosigkeit, die ihm bei gelegentlichen Zusammenkünften mit mir und selbst mit Kühnelle eignete, auf Scheu oder Überlegenheit? Ich weiß es heute noch nicht zu entscheiden. Daß er die Schwestern verehrte, ist gewiß. Zwei seiner Blumenstücke, die er Gabriele geschenkt hatte, hingen damals an unserer Wand. Mit Teresa war er noch enger befreundet. Er gehörte zu jenen Männern, mit denen ein junges Mädchen alles besprechen kann: eine Stickerei, die Arbeit einer Weißnäherin, ein Paar neue Strümpfe, ein neues Kostüm, Hugo half nach mit Zeichnen von Mustern, Schnitten und Figurinen. Eine Zeitlang konnte Teresa fast nicht ohne Hugo sein. Sie versuchte auch seine Selbstmordgedanken, die sie wohl kaum ganz ernst nahm, zu vertreiben. Gleichzeitig aber sagte sie, sie empfinde ihn nicht als Mann.

Nun war er tot, er hatte sich wirklich umgebracht. Als man ihn in die Erde senkte, war das geistliche Ge-

keit ausgeblieben. Da trat die verwitwete, greise Mutter ans Grab. Was sie, unvorbereitet und ohne Genehmigung der Polizei, aus Herzensgrund, aus Weh und Liebe hervorbrechen ließ, ist mir unvergeßlich geblieben. Sie sprach vor Gott, sprach unter seiner Eingebung und Genehmigung. Ihre Rede war ungewollt eine furchtbare Anklage gegen das Pharisäertum.

Teresa war nicht zum Begräbnis von Dresden herübergekommen.

Als ich beim Trauermahle in einem kleinen Berliner Hotel zur Mutter des Toten von ihr sprach, vermochte sie nichts darauf zu sagen. Die Fassung, die sie inzwischen wiedergewonnen hatte, schien eine Weile gefährdet zu sein. Dann traf mich ein Blick, der sich aber sogleich wieder abwendete, und ich fühlte, wie einen Augenblick lang meine Hand gepreßt wurde.

Dieses Trauermahl endete häßlich und würdelos, weil schließlich das junge, fette Weib, welches der Bruder des tragisch Verschiedenen zur Ehe genommen hatte, immer nur wieder von einer Waldmeisterbowle,

einer Ananasbowle, einer Pfirsichbowle und unzähligen Bowlen sprach, bei denen sie frohe Stunden erlebt und sich gütlich getan hatte.

*

Ich war Familienvater geworden. Gabriele stand bereits wieder im vierten Monat. Ihr Vetter und Vormund, ein Bankier in Naumburg an der Saale, hatte sie um ihr Vermögen gebracht. Acht Tage nachdem sein Bankrott und seine Veruntreuung von Mündelgeldern zu unserer Kenntnis gekommen war und wir plötzlich ganz ohne Mittel dastanden, gefiel es Gott, Gabrielens und Teresas Großmutter aus dem Leben abzurufen, wodurch die Enkelinnen abermals recht wohlhabend wurden. Der Chok aber war keine Kleinigkeit, und Gabrielens Nerven hatten durch das erste Wochenbett, das Nähren unseres Jungen und seine Pflege, sowie durch die neue Last, die sie trug, ernstlich gelitten.

Sie und Teresa waren zum Begräbnis der Großmama nach Augsburg gereist, und Gott weiß, wie es

kam, daß ich mich aufmachte und nach Dresden fuhr. Ich benutzte gern meine Strohwitwerschaft, um mich zu lüften und einmal wieder außerhalb der Familienatmosphäre zu atmen.

Es mag wohl Anfang November gewesen sein, der Winter war zeitig eingetreten. Am Morgen nach meiner Ankunft in Dresden trat ich, winterlich vermummt, wie es sich gehörte, aus der Tür des Hotels Bellevue in den klaren Frost hinaus. Mit wenigen Schritten, nachdem ich mich am Anblick des schönen Theaterplatzes und seiner Umrahmung erfreut hatte, war die Opernkasse erreicht, wo ich mir einen Platz für den Abend zu Aïda von Verdi sicherte. Von hier aus begab ich mich in die Galerie, nach der ich anderthalb Jahre geschmachtet und um derentwegen hauptsächlich ich Dresden für meinen Ausflug gewählt hatte. Mein Bluthusten war inzwischen geschwunden, länger als ein halbes Jahr zurück lag der letzte Fleck im Taschentuch. Trotzdem bestand noch Sorge, ja, Hypochondrie. Das aber war gerade ein Segen dieser Fahrt, daß sie

sich schon auf der Bahn und nun erst unter den Eindrücken der schönen Elbresidenz zusehends verflüchtigte.

Ich bin sehr weitherzig in bezug auf Malerei. Der große Rubens freilich sagte mir damals am wenigsten. Aber die Wucht seiner Farben und Bildkraft gehört schließlich dazu und ist nicht zum Schweigen zu bringen, wenn man nach einem Gang durch die Dresdner Sammlungen den Nachhall ihrer großen Polyphonie in sich hat.

Ob Kühnelle in Dresden war, wußte ich nicht, da er zwischen Leipzig und Dresden zu pendeln pflegte. Obgleich er im kommenden Frühjahr mein Schwager werden sollte, oder gerade deshalb, wie ja des öfteren vorkommen soll, waren wir uns aus den Augen gerückt. Den Wunsch ihn zu sehen hatte ich nicht. Aber Zufall oder Bestimmung ließen mich ihm noch am selben Morgen begegnen.

Ich liebe den Großen Garten zu jeder Jahreszeit. Auf meinem Schlendergang war ich, vielleicht im Unterbewußtsein angezogen, bis in die Nähe des soge-

nannten Palais gelangt, in dessen Räumen, und zwar vor dem Gipsmodell von Rietschels Luther, ich mich seinerzeit mit Gabriele verlobt hatte. Auf dem Eise des Teiches, in dem sich sommers das Palais spiegelt, war bei den Klängen einer kleinen Kapelle ein winterlich frohes Treiben im Gange. Unter den hübschen Paaren, die auf Schlittschuhen hin und her schwebten, war eines, das mir besonders gefiel. Zunächst natürlich der weibliche Teil: eine schöne, große, blonde Frau mit Krimmerbarett und einem pekeschenartig verschnürten Jäckchen. Ein kleiner Zwischenfall, wie er auf dem Eise nicht selten ist, wobei die Dame nicht allzu sanft zum Sitzen kam, erregte, und zwar bei dem Paare selbst, große Heiterkeit. Bald darauf half der Herr seiner Dame in einen Stuhlschlitten, der herbeigeschafft worden war, und schob sie in schnellstem Tempo vor sich her und über die Weite der Bahn. Irgendwie wurde ich durch diesen prächtigen Kavalier mit dem flatternden Radmantel an das Bild erinnert, das Goethe in Frankfurt beim Eislauf zeigt. Deshalb war

es mir nicht ganz leicht, nach und nach zu begreifen, daß ich nicht ihn, sondern meinen Freund Kühnelle vor mir hatte.

Das Geschehnis und die Entdeckung Kühnelles hatten mein Beobachtungsfeld etwas eingeengt, und jetzt erst sah ich livrierte Diener, die an der Stelle stehen geblieben waren, wohin sie den romantischen, mit edlem Pelzwerk versehenen Stuhlschlitten gebracht hatten. Wer ist denn die Dame? fragte ich einen beliebigen Gaffer, der neben mir stand. Er sagte: Es ist Prinzessin Irene. Wer? fragte ich nochmals, und die Antwort wiederholte sich.

Ich suchte nun etwas zurückzutreten, um von meinem Freunde und Schwager in spe nicht bemerkt zu werden, und verlegte mich auf Beobachtung. Es war, so verblüffend erschien dies Erlebnis mir, als wenn ich in ein Märchen von Musäus mitten hinein geraten wäre. Dann hätte ich etwa, ohne davon eine Ahnung gehabt zu haben, mit einem verwunschenen Prinzen verkehrt, der sein Inkognito mit dem seltsamen Namen Kühnelle deckte.

Sein Betragen war ganz ohne Servilität. Als er, mit seiner Dame im Stuhlschlitten an einem der Ränder des rechteckig angelegten Teiches entlang sausend, dicht an mir vorüberkam, fing ich, von der mir so bekannten angenehmen Stimme mehrmals gesprochen, die Anrede Königliche Hoheit auf. Nun also, das wurde ja immer seltsamer. Hatte man es etwa bei Kühnelle wirklich mit dem Inkognito eines Prinzen zu tun? Und war er vielleicht mit Teresa nur zur linken Hand verlobt? Und war diese hier seine wirkliche Braut? Wer konnte denn wissen, zu welchen Streichen ein Prinz aus königlichem Hause die Neigung und die Mittel besaß, und wozu er ein Recht zu haben glaubte! Die Vertraulichkeit, die Heiterkeit, der Übermut, ja das Glück dieser beiden konnte bei einem Brautpaar in der Tat nicht mehr in die Augen fallen. Das Jauchzen Kühnelles, wie ich es nennen will, zeigte elementare Ausbrüche einer von innen kommenden, kindhaften Freude an. Es war jedesmal das unterdrückte Beben eines Lach- und Lebenskrampfes,

eines Lustausbruches, der nicht zur Entwicklung kam aber die Kraft zur Freude unwiderstehlich auf andere übertrug.

Einige offizielle Paare, wahrscheinlich Kammerjunker und Hofdamen, schwebten hinter dem Stuhlschlitten her, der die Gestalt eines schwarzen Schwanes hatte. Dem Gefolge hatte sich dann so ziemlich die ganze Eisbahn angeschlossen.

Zum andernmal kam der Zug, und zum drittenmal kam er an mir vorbei. Obgleich Kühnelle laut lachend mir mehrmals gerade ins Auge sah, schien er, was mich betraf, mit Blindheit geschlagen. Schneller als ich vermutete, ging man ans Abschnallen. Jetzt erst bemerkte ich auch die Hofkutschen. Die Hofgesellschaft wurde nicht in Schlitten, sondern in geschlossenen Wagen abgeholt. Von Kühnelle hatte man, noch auf der Eisfläche, heiter und allgemein Abschied genommen.

Auch Kühnelle verließ die Bahn. Ihn überkam im Dahinschreiten unter den kahlen Bäumen des Großen Gartens sehr bald — wie ich, der ihn verfolgte, be-

merken konnte — die alte Versonnenheit. Seine Schritte wurden zusehends langsamer. Und als er, mir zwar immer noch auf eine gewisse Weise entfremdet, doch nun wiederum mehr der alte geworden war, holte ich ihn ein und schlug ihm mit der Hand auf die Schulter.

Das Wiedersehen war ganz von der gewohnten Art. Bei ihm temperamentvoll, heiter, hinreißend. Aber bei dem Sturme und Sturz der zur ersten Orientierung dienenden Fragen sparte er geflissentlich die Person Teresas aus. Sie ward übergangen, und den Eindruck, daß er mit ihr verlobt wäre, hatte man nicht einen Augenblick.

Erst als wir im Italienischen Dörfchen frühstückten, hielt ich es für erlaubt, meine Neugier, seine Eisbahnbekanntschaft betreffend, walten zu lassen. Du hast mich auf der Eisbahn gesehen, sagte er. Ach Gott, ja! er zuckte abwehrend mit den Achseln: Ich gebe ihr eben ein bißchen Klavierunterricht.

Wem, fragte ich, gibst du Klavierunterricht? —

Ach Gott, ja, sagte er, heftiger ablehnend und wie unter körperlichen Schmerzen, du weißt ja, wenn solche Sachen an einen herantreten ... Das ist eben an mich herangetreten ... dieser Baron da, der Uexküll, ließ sich das eben nun mal nicht ausreden ... für so was eigne ich mich nun einmal nicht! Ihr lieben Leute, ich eigne mich nun einmal ganz und gar nicht für solche Sachen! Ich habe bei Hofe vorgespielt ... Nun Gott! diese Leute verstehen doch nichts ... Na ja, Irene ... na gut ... na was ... Sie möchte gerne ... sie gibt sich ja Mühe ... Gewiß, sie würde vielleicht mit mir durchgehen, aber zur Pianistin machen kann ich sie nicht. Professor! Morgen kann ich Professor sein. Ich werde doch nicht meine Freiheit vergeuden! Professor, Gehalt, Anstellung ... lieber gleich Steine klopfen und Wolle spinnen! ...

Ich weiß nicht mehr, ob dies genau seine Worte waren, aber sicher so ungefähr. Nirgend habe ich, glaube ich, erwähnt, daß Kühnelle zwar nicht im sächsischen Dialekte sprach, Dorf und Torf also nicht

verwechselte, daß aber seine Ausdrucksweise trotzdem auf angenehme Weise den Sachsen verriet.

Wir waren sehr heiter miteinander. Wir waren auf eine sehr sonderbare Weise wie im Komplott. Hatte das etwas mit der Abwesenheit Gabrielens und Teresas zu tun? Für die Veruntreuung des Vermögens der Schwestern durch den Vetter, Bankier und früheren Vormund hatte er nur ein schweigendes Achselzucken. Der Versuch, von dem eigentümlichen Zufall zu sprechen, der im rettenden Tode der Großmutter lag, hatte die Wirkung, ihn stumm zu machen. Erst auf die Frage nach dem Befinden seines Freundes Hasper ging er einigermaßen ein.

Er hatte ein großes Musikstück geschrieben, das man im Gewandhaus zu Leipzig aufführen werde: eine Art Oratorium. — Ob es gut sei? — Achselzucken! — Wo Hasper sich augenblicklich aufhalte? — Vielleicht in Leipzig, in Berlin: er wisse es nicht. — Ihr seid doch nicht auseinander gekommen? — Wieso? Das ist bei mir gar nicht nötig! sagte Kühnelle, und wieder

fiel ihn das glücksrauschartige Kichern an. Ich habe dir ja schon oft gesagt: man hat eigentlich keinen Menschen in der Welt. Ich vergesse das nie. Man muß das eben niemals, nie, niemals vergessen! — Na ja, warf ich ein, mir genügen wenige, mir genügt einer, mir genügt auch gar keiner! hat Demokrit gesagt. —

Das will ich nicht sagen. Was Demokrit gesagt hat, kenne ich nicht. Jeder muß etwas anderes finden, wodurch ihm das Leben möglich wird.

Hiermit war auch das Thema Hasper abgetan.

Wenn ich mich dieser Szene heute erinnere, so frage ich mich, ob nicht unter dem Gekicher Kühnelles zuweilen die bittere Grimasse hervorschaute. Zwischen Hasper und ihm bestand jedenfalls eine Unstimmigkeit, deren Grad und Tiefe ich nicht beurteilen konnte.

Also war, gestand ich mir vor dem Schlafengehen im Hotel, der Mensch und Fall Kühnelle mir wieder nahe gekommen. Wie sonderbar diese Mischung von sorglosem Überschwang auf der Schlittschuhbahn und eigen-

sinniger Halsstarrigkeit im Ablehnen jeder wahren Beziehung zu Welt und Menschen. Ich verzeihe mir nichts, hatte er irgendwann im Gespräch gesagt, ich fasse mich nicht mit Glacéhandschuhen an, aber ebensowenig die anderen, denen ich ebensowenig verzeihen will oder kann, womit sie fortgesetzt furchtbar sündigen, fortgesetzt das Schlechte tun. Menschen wie ich dürften eigentlich gar nicht am Leben sein! Das beste wäre, sich auszumerzen! Teresas Vetter Hugo — nur dies eine Mal nannte er den Namen seiner Braut — Teresas Vetter Hugo ist der einzige, der folgerichtig gehandelt hat und der mir etwas wie Hochachtung abnötigt. — Dies war Menschenverachtung, Menschenhaß, die eigene Person nicht ausgeschlossen.

Am nächsten Morgen vertiefte sich noch der Unterschied zwischen dem glänzenden Kavalier auf der Schlittschuhbahn und dem Ansichsein im Wesen Kühnelles. Es war zwölf Uhr mittags, als ich ihn aufsuchte. Schon als ich den Flur seines Hauses, in der Nähe des Linkeschen Bades, betrat, hörte ich ein Klavier toben. Ich

traf Kühnelle im bloßen Hemd, seinen Bechstein-Flügel bearbeitend. Er hatte im gleichen Kostüm bereits von acht Uhr früh ab phantasiert. Das Stübchen schien eigentlich nur eine Kassette für das Instrument zu sein, in die außerdem noch Stöße, ja Berge von Noten gestopft waren. Eine Tasse Kaffee stand kalt geworden, ein trockenes Brötchen lag unberührt.

Weißt du, sagte er, es war mir gestern recht unangenehm, daß ich da auf dem Palaisteich sozusagen Dienst tun mußte. Man verliert ja bloß seine kostbare Zeit. Sie stehlen einem das Kostbarste! Wer kann einem dann das wiedergeben, was man auf diese Weise einbüßen muß?

Und weiter ging es in der Entfesselung brausender Tonmassen, ohne daß sich der Pianist auch nur seines mangelnden Anzugs wegen entschuldigte. Er sang dazu. Er war vollkommen verrückt und verzückt.

Als ich ihn so zum ersten Male in seinem Gehäuse sah, dachte ich an Diogenes. Ohne zu wissen, vertrat er ja wirklich öfters kynische Grundsätze. Seine Be-

dürfnislosigkeit war allerdings nicht auf völlige Armut, sondern auf eine Rente gegründet. In ihr sah er die Sicherheit seiner Unabhängigkeit. Und wenn sie ihm diese nur immer sicherte, so schien mir, begehrte er nicht das Geringste darüber hinaus. Und was ich hier sah und mehr noch hörte, das war die eigentliche Seele seiner Unabhängigkeit, war die Atmosphäre, die musikalische Aura, in der er vielleicht dereinst als Stern gekreist, die mit ihm in den Mutterleib gekrochen und mit ihm daraus hervorgegangen war, sein Teil, sein Erbe, sein wahres Leben. Statt des Weltenraumes dies fast von Tönen zerberstende Faß des Diogenes, dieser kleine Raum innerhalb der absondernden, schützenden, rettenden Eierschale! Jetzt schrie er mir: Karl Maria von Weber! zu. Erkennst du's? Schubert! Schubert: C-Dur! Bach! Bach! Das ist aus der H-Moll-Messe! Schön! Bei Gott!

Wagner dazwischen. — Meistersinger-Vorspiel: warum denn nicht? Jetzt paß' auf: aus der Letzten von Beethoven! —

Die Schilderung meines Ausfluges würde nicht vollständig sein, wenn ich einer Begegnung vergäße, die ich, auf meiner Rückreise nach Berlin und Fangschleuse, in Leipzig hatte. Ich weiß heute nicht, weshalb ich diesen Umweg gemacht habe. Jedenfalls kam plötzlich, als ich so vor mich hinschlendernd durch die Straßen ging, Hasper mit einer jungen, städtisch gekleideten Dame auf mich zu, in der ich nur langsam Marlenchen erkannte. Beide waren recht froh gestimmt und die Kameradschaftlichkeit ihres Verkehrstons ließ über das Verhältnis keinen Zweifel mehr, in dem sie nun wohl zueinander standen.

Marlenchen lernte in Leipzig so allerlei, ich nehme an: ein wenig Französisch, etwas Literatur, wie man sich in Gesellschaft betragen, Messer und Gabel führen muß. Ich vermute, sie sollte ein bißchen Schliff bekommen. Daß sie zu Neste trugen, war klar. Sie sprachen von Wohnungsschwierigkeiten. Es war nicht leicht, das Rechte zu finden, da man auch an den alten Vater, den alten Rat denken mußte, der sein Häuschen

in Meißen, das er verkauft hatte, nur noch ein Jahr bewohnen durfte. Fräulein Maria Helene, das war ihr wirklicher Name, erklärte, daß es in Meißen doch zu langweilig sei und daß es einem dort an allem fehle, was dem Leben Wert und Gehalt gebe. So war denn auch dieses Idyll erloschen und kaum noch eine Erinnerung.

Ich erzählte, ich hätte Kühnelle in Dresden getroffen, und dies gab bei dem großen, ein wenig derben Menschen einen vielfach stockenden Wortschwall der Überraschung, Neugier, Verlegenheit: Ach so! Nun ja! der gute Kühnelle! der gute Dietrich! — Was er treibe? was er mache und so. — Wenn er nur nicht ein so schwieriger Mensch wäre. Er ist äußerst schwierig, das wissen Sie ja. Ich bin gespannt, was noch mal mit ihm werden wird. Vieles an ihm ist geradezu lächerlich. Er meint, man soll ihn auch darin ernst nehmen. Ich muß bedauern, ich kann das nicht: mir fehlt die Demut, mir fehlt der Glaube! Der Gute verlangt von seinen Freunden die völlige Willenlosig-

keit! — Mein Bericht, wie ich ihn mit der Prinzessin getroffen hätte, löste bei Hasper ein nicht ganz neidloses, übertriebenes, mit Spott durchsetztes Lachen aus: Nun ja, der gute Dietrich wird hoffähig! Da geht es hin. Darauf kommt es hinaus. Er darf auch nicht zuviel von Konsequenz reden. Sie fehle mir, warf er mir täglich vor. Bei ihm wird sie auch nicht mehr lange vorhalten.

Ich erkannte auch hier: der Bruch war da. Weiter machte ich mir für jetzt keine Gedanken.

*

In Augsburg, sowie auf der Hin- und Rückreise waren die Schwestern nach langer Trennung wieder einmal vereint. Das hatte die alte Wärme, die alte Familienliebe erneuert.

Die Hochzeit, erzählte Gabriele, wäre ja nun für die erste Hälfte des kommenden Mai angesetzt. Das sei nun auch richtig, sei geradezu notwendig. Warum sollten Leute, die nun einmal so miteinander stünden wie Teresa und Dietrich, Dietrich und Teresa, weiter in einem

Zwischenzustand, nicht Fisch, nicht Fleisch, verschmachten, der sie ja beide im Grunde nur martere. Was ihr Teresa von Dietrich erzählt habe, sei wundervoll. Wenn nur die Hälfte davon zutreffe, sei er nicht nur einer der größten und edelsten unter uns Menschen, sondern auch der kommende große Komponist, obgleich er, wahrscheinlich nicht ohne eine gewisse Absicht, irgendwelches schöpferische Talent zu besitzen eigensinnig ableugne. Oder mache das seine Bescheidenheit? Sie gibt, erzählte mir Gabriele, wirklich erstaunliche Beweise von seinem Edelmut, seiner untadeligen Charakterfestigkeit. Beinahe finde ich diesen Grad von Tugend ein bißchen zu weitgehend. Teresa ist hingerissen davon. Er gestattet sich, wie sie sagt, keine irgendwie auch nur entfernt verletzende Vertraulichkeit. Sie ist ihm eine Jungfrau Maria an Unnahbarkeit. Wie zu einer Göttin, dem Inbegriff aller Schönheit, aller Güte, aller reinsten Mütterlichkeit blicke er zu ihr auf!

Das ist alles ein bißchen überstiegen, fuhr Gabriele fort, und mitten in den begeisterten Lobeserhebungen

dieser Art brach denn auch sonderbarerweise Teresa unvermutet in Tränen aus. Sie sagte, das wäre daher gekommen, weil sie einem Achselzucken von mir entnommen habe, daß ich glaube, sie übertreibe. Sie gehöre durchaus nicht unter die Bräute, welche in ihrem Geliebten immer den Ausbund aller Tugenden sehen müssen ... Ich hatte nicht mit den Achseln gezuckt. Ich glaube auch nicht, daß sie darum weinte. Vielleicht weinte sie, weil sie eben ein reifes junges Weibwesen und, wie die meisten Buchenhorster, heißblütig ist: Tugend in einem solchen Falle muß auf die Dauer nervös machen.

Gabriele schloß: Aber sonst ist ja alles so weit in Ordnung, denke ich. Und wenn erst die Hochzeit stattgefunden hat, wird wohl ein von Gesundheit strotzender Kerl wie Dietrich nicht mehr durchaus auf Reinheit, Tugend und so weiter bestehen.

Obgleich ich nun, besonders nach meiner jüngsten Erfahrung, mir Kühnelle als Bräutigam oder gar Ehemann nicht vorstellen konnte, unterdrückte ich alle

Befürchtungen, weil alles vermutungsweise Denken doch der Wucht des Lebens und der Tatsachen nicht gewachsen ist. Was dir wahrscheinlich ist, unterbleibt, und es geschieht das scheinbar Unmögliche.

Das Ehepaar wollte in München wohnen, weil Bayreuth in der Nähe ist. Eine reizende Wohnung an der Isar war gefunden. Teresas Briefe schwelgten davon. Dietrich sei in Verbindung getreten mit Meister Humperdinck. Er werde bei den Festspielen mitwirken. Wenn es auch sozusagen eine etwas untergeordnete Detailarbeit sei, die man ihm zudächte, schrecke er doch jetzt nicht mehr davor zurück. — Was doch Teresa aus ihrem Geliebten zu machen verstand! Es war eben die unendliche Güte dieses entzückenden lieben Geschöpfes, war ihre rührende Hingebung, welche die Dämonie und das Eigenbrödlertum dieses Sonderlings schließlich überwand. Er hatte sogar in die kirchliche Trauung eingewilligt.

Kühnelle sprach allerdings nie über Religion, also auch niemals gegnerisch. Trotzdem war zu erkennen,

daß er jeden Eingriff in seine persönliche Sphäre unerträglich gefunden hätte. Nun aber: selbst die kirchliche Trauung gewann seine Zustimmung. Noch mit anderem war er einverstanden, Lieblingsideen seiner Braut, die dem Patrizierkinde im Blute saßen. Ihr schien ein Hochzeitsfest wie das unsere nicht würdig genug. Sie plante einen großen Polterabend und dann eine große Fête auf Buchenhorst. Sie wollte dazu die ganze Verwandtschaft einladen. Die Gäste sollten in Dresden oder in den Dörfern um Buchenhorst Quartier nehmen. Wenn sie Kühnelle dazu gebracht hatte, dies zu wünschen oder zu dulden, war es, was weibliche Taktik betrifft, ein Meisterstück.

Was soll ich sagen: der Tag der Hochzeit nahte heran. Alle Vorbereitungen waren getroffen und ganz im Sinne Teresas durchgeführt. Um Gabrielens willen, die sich erst Anfang Mai von ihrem zweiten glücklichen Wochenbette erhoben hatte, war das Fest auf den zweiten Juni verschoben worden. Die Schwester sollte, wünschte Teresa, ihren eigenen Glückstag voll

genießen, sollte ausdauernd tanz- und genußfähig sein.

Man hatte das alte verwaiste Landhaus Buchenhorst, in dem nur noch das Onkelchen als Kastellan residierte, von oben bis unten scheuern, hatte seine unzähligen Fensterscheiben putzen, alle Winkel kehren, den angesammelten Unrat, Asche, Staub, Lumpen, Scherben, Spagatreste, Zeitungsfetzen fortschaffen lassen, hatte den Schimmel der Wände abgerieben, Spinnweben fortgekehrt, schadhafte Stellen in der Tapete ausgebessert. Wochenlang hatte der Tapezierer mit den Fenstervorhängen zu tun gehabt. Verläßliche Lohndiener waren in Tätigkeit. Unter Aufsicht des Onkels wurde das alte Familiensilber, Messer und Gabeln für sechzig Personen, aus dem Verschluß genommen und durchgemustert. Die alten Damasttischdecken wurden aus den Schränken geholt, sie stammten noch von der Urgroßmutter, und eine siebenzackige Krone war in das Gewebe eingewebt. Es war wohl Teresas Lieblingsgedanke, gleichsam zum Abschied den

alten Familienglanz noch einmal aufleuchten zu lassen. Die Uckermanns hatten von Bünau ihre prächtige Dame für alles, Frau Raue, gesandt. Breit und behäbig anzusehen, mit altertümlichem Wellenscheitel unter der ebenso altertümlichen Haube, leitete sie, immerwährend Bonbons kauend, einen Schwarm von Mägden durch ein Zucken der dunkelbeflaumten Oberlippe. Diese Mägde und Mädchen waren ebenfalls von Verwandten, die in Sachsen und in Schlesien Güter besaßen, zur Verfügung gestellt. Man kannte das herrliche Buchenhorst und wollte gern einige frohe Tage darin zubringen, zumal bei der schönsten Jahreszeit. Aber man wußte auch, daß man nachhelfen mußte, wenn es dort an nichts fehlen sollte, da es die Schwestern gewiß nicht ausfüllten, ja der weitläufig schloßartige Häuserkomplex einige Zeit überhaupt nicht mehr im Betriebe war.

Was die Wahl des Gatten betrifft, so nahm man sie als gegeben hin. Der Alte von Buchenhorst hatte als exzentrisch gegolten und die Töchter, welche eben dies Wesen geerbt hatten, waren nun einmal nicht zu

beeinflussen. Alle Absichten, die man mit ihnen gehabt hatte, waren durch die Bank fehlgeschlagen. Die zigeunerischen, wenn nicht gar plebejischen Instinkte der Mädchen wichen aus, wenn von einer reichen und standesgemäßen Verbindung die Rede war. Sie pflegten in allem Ernste zu sagen: Onkel, ich habe Angst vor der Reitpeitsche! — Tante, ich habe Angst vor dem Pferdestall! — Lieber Vetter, ich sehe dich lieber auf dem Kutschbock viere lang fahren, als in meinem Musikzimmer! und so fort und so fort. — Und so kamen denn diese katastrophalen Heiraten. Wären zwanzig Schwestern statt zweien da, so würde eben an zwanzig Zigeuner und Hungerleider das reiche Familienerbe verschleudert werden. So war denn auch klar, daß Buchenhorst auf den neuen Besitzer wartete, und schon deshalb lohnte es sich, nach dem Rechten zu sehen.

Mein Bruder Konrad und ich hatten auf sinnreiche Weise in der Halle von Buchenhorst ein Podium aufgeschlagen. Ich hatte ein kleines Festspiel verfaßt, in dem wir Brüder gemeinsam auftraten. Es hieß „Der

29. Februar", weil sich Kühnelle und Teresa im letzten Schaltjahr an diesem Tage verlobt hatten. Ich glaube fast, daß ich mit diesem Stück gegen Müllner und seine schon damals vergessene Schicksalstragödie protestieren wollte. Während wir spielten, ahnten wir nicht, daß wir am Vorabend eines Datums standen, das weit merkwürdiger war, sich aber Gott sei Dank nicht alle vier Jahre wiederholte.

Jedenfalls hatten wir da einen Polterabendscherz inszeniert, der wirklich erheblich das übertraf, was sonst auf diesem Gebiete geleistet wird. Er wurde entsprechend aufgenommen. Der Abend steht mir in heiterster Erinnerung. Kühnelles Laune war großartig. Er wollte sich wohl noch einmal austoben durch sie, bevor der steife Ernst des eigentlichen Hochzeitstages über ihn kam. Oft strich er Teresa über den Scheitel, die mit ihrem für den Polterabend bestimmten, halb häuslichen Kleide entzückend anzusehen war. In Betrachtung des Paares schlug ich mir insgeheim sozusagen an die Brust und fragte mich, wie ich jemals an der wahren Zusammen-

gehörigkeit von Teresa und Dietrich zweifeln konnte. Sie hatte Gott selbst zusammengefügt.

Gabriele trat erschüttert zu mir und sagte mit Tränen in den Augen: Wie schön sie sind! Wie richtig das ist! sie sind ja doch füreinander geboren! — Ich drückte ihr einen Kuß auf die Stirn.

*

Der Hochzeitsmorgen kam heran. Damit war einer jener Tage begonnen, die schon mittags beendet sind, jener Tage, darf man auch sagen, deren Vor- und Nachmittag dem Avers und Revers einer Münze gleichen, die auf dem Tische liegt: bei diesem ist Nacht, bei jenem Sonne. Es war ein finsterer Nachmittag.

Oder war es ein finsterer Vormittag?

Gegen zehn Uhr früh stand Teresa, die Braut, zur standesamtlichen Trauung bereit. Vor dem Gartentor waren die Wagen angefahren. Was nun geschah, kann mit wenig Worten erzählt werden.

Teresa wartete, die Trauzeugen warteten, die Wagen

warteten, die übrigen Gäste standen herum: sie wollten das Brautpaar abfahren sehen.

Aber der Bräutigam war nicht zu finden.

Das Warten versetzte alle zunächst in eine leichte Heiterkeit. Konnte der Standesbeamte nicht pünktlich trauen, so kam vielleicht der ganze Zug ehedurstiger Paare in Unordnung: sie sind keine Freunde von Behinderungen oder Verspätungen. Aber die Pendeluhren schlugen ein Viertel nach Zehn, ohne daß sich der Bräutigam gezeigt hätte. Da mußte etwas geschehen sein. Die Unruhe, die wir alle empfanden, nahm begreiflicherweise bei Teresa beängstigende Formen an. Es gab damals noch kein Privattelefon. Kühnelle hatte in Kötzschenbroda Wohnung genommen, aber er war bereits unterwegs, wie der Bote erfuhr und erklärte, den man nach ihm geschickt hatte. War Kühnelle jedoch unterwegs, so gab es durchaus keine andere Erklärung für sein Ausbleiben, als daß ihm ein Unglück zugestoßen sei.

Es wurden Vermutungen über Vermutungen laut,

Boten an alle möglichen Orte ausgesendet. Inzwischen war es elf Uhr geworden. Um diese Zeit wurde vom Hausdiener eines kleinen Hotels ein Schreiben an meine Frau abgegeben.

Der Brief an Gabriele lautete: Ich konnte nicht anders. Es ist besser jetzt als später, wenn das Unglück geschehen ist. Sie hat nichts verloren, darum muß sie darüber hinwegkommen. Wohin ich gehe, weiß ich nicht. Ich möchte die Sache nicht komplizieren und diesen Tag mit einer Tat, wie Hugo sie getan hat, kennzeichnen. Aber ich verschwinde auf Nimmerwiedersehen. Lebt wohl!

In den Umschlag des Schreibens, das natürlich von Kühnelle kam, war ein anderes an Teresa eingeschlossen. Man kann sich die Schwere der Aufgabe vorstellen, die somit Gabriele und mir zugefallen war.

Die Lage, in der wir uns befanden, war auf eine furchtbar lächerliche Weise tragisch und auf eine furchtbar tragische Weise lächerlich. Sie ist hie und da über Menschen gekommen, nicht allzuoft, und wird sich auch

künftig nicht leicht wiederholen. Ob Kühnelles Verhalten nicht doch dem blinden Vorwärtsgehen auf einer als falsch erkannten Bahn vorzuziehen ist, mag ein jeder bei sich selbst entscheiden.

Die Hochzeit ward also abgesagt.

Uns bot sich eine Menge von Aufgaben. Die wenigst wichtige bestand darin, den Skandal nach außen abzudämpfen, der schadenfrohen Öffentlichkeit eine plausible Lüge hinzuwerfen, einen Knochen, woran ihre Sensationswut zu nagen hatte. Den Standesbeamten, den Pastor mußte man ins Vertrauen ziehen. Unter den Hochzeitsgästen waren zunächst die einflußreichsten, wohlwollendsten und intelligentesten zu verständigen, die es dann auf sich zu nehmen hatten, einen sofortigen, panikartigen Abbruch der Festlichkeit zu verhindern. Diese wurde in der Tat — ein Stadtkoch aus Dresden mit seinen Unterköchen arbeitete ja schließlich schon in der großen gewölbten Küche des Landhauses — bis zu einem gewissen Grade durchgeführt. Vor allem natürlich das Hochzeitsdiner: ein solches überaus seltsamer

Art, wie ich es nicht zum zweiten Male erleben werde. Endlich jedoch, Fama hin, Fama her: Teresa selber war hier die Hauptsache. Man mußte sich klar werden, wie Teresa vor einem geistig-körperlichen Zusammenbruch bewahrt werden konnte. Sie war in der allergrößten Gefahr. Gabriele, hinter verschlossenen Türen, in einem entlegenen Zimmer mit mir allein, wiederholte fortwährend: Sie kann es nicht überleben! Und als ich sah, wie Gabriele, die in ihrem Wesen viel einfacher und viel widerstandsfähiger als die Schwester war, sich mehr und mehr einem Nervenzustand näherte, glaubte ich selber, daß sie recht hatte, wenn ich es auch trotzdem bestritt.

Mit Worten geschont habe ich begreiflicherweise in diesen schwersten Minuten meinen Freund Kühnelle nicht. Ich habe vielmehr die Stunde verwünscht, in der ich beschloß, ihn auf Buchenhorst einzuführen. Es fielen nur unparlamentarische Ausdrücke. Ich sah Kühnelle in einem Licht, das jeden, aber auch jeden Reiz von ihm abzehrte, und stimmte alledem voll-

kommen zu, was er gegen sich selbst und für die Ruchlosigkeit seines Innern vorgebracht hatte.

Da mit Gabrielens Ruhe und Fassung nicht mehr zu rechnen war, die Beratung mit ihr auch kein Resultat ergab, ließ ich sie dort zurück, wo sie war, und gebot ihr, das Zimmer nicht zu verlassen. Mit Frau Raue, die ich zuerst ins Vertrauen zog, ging ich dann, nachdem sie ihr tiefes Entsetzen überwunden hatte, zu Teresa hinein. Zwar das Zimmer kreiste mit mir, ich wußte nicht, was ich sagen würde, doch der Zwang der Tatsache war allmächtig. Du wirst vielleicht in wenigen Augenblicken eine Tote im Arm halten, sagte ich mir, aber schweigen durfte ich nicht.

Nein! Es kam anders, als ich gedacht hatte. Wir trafen Teresa ganz allein. Wie oft im Leben, wo ein Hindernis unübersteiglich, eine Gefahr unüberwindlich, Ende und Untergang unausweichlich scheinen, zeigt es sich, daß man von einem wesenlosen Gespenst beängstigt worden ist. Wie gesagt: wir trafen Teresa allein. Sie trug ein sogenanntes Tailor-made-Kleid,

graubraun, anliegend und an ein Reitkostüm erinnernd, auf dem schlichten Scheitel eine Art Herrenhut. Ihr Gesicht war bleich. Die Weiße dieses Gesichts, in der zwei dunkle brennende Augen lagen, hat sich mir unvergeßlich eingeprägt. Ich glaubte nicht recht zu hören, als sie sagte: Ich weiß! Ich weiß! und dabei sehr langsam den Hut vom Kopfe nahm.

Ich fragte: Was weißt du, liebe Teresa?

Ich brauche den Brief, den du für mich hast, gar nicht zu lesen! sagte Teresa. Ich will ihn überhaupt jetzt nicht lesen — man hat ja schließlich gekämpft und gekämpft und gerungen genug!

Nun versuchte ich die Sachlage zu vertuschen, ihr Unabänderliches fortzulügen, die Aussichtslosigkeit mit lockenden Möglichkeiten und Hoffnungen auszustatten. Es war ein abgetanes Programm, auf eine andere Sachlage zugeschnitten, das sich nun rein mechanisch abwickelte. O nein, das ist aus! sprach Teresa mit einem irren Lächeln der Verzweiflung vor sich hin.

Nun begann sie langsam umherzugehen. Als sie

nahe an mir vorbeikam, stand sie still. Höre, sagte sie dann mit fester Stimme, sage es jedem, der etwa über den anderen herfallen will: ganz allein ich! ich bin die Schuldige! Und nun müßt ihr schon alles da draußen für mich tun. Ich mache es, wie ich's manchmal in der Kindheit getan: wenn mir ein Glas zerbrach und womöglich noch was mißlang, ging ich zu Bette.

Nun bewegte sie sich nach der Schlafzimmertür. Und erst genau in dem Augenblick, als sie deren Klinke berührte, da schluchzte sie einmal auf und ward ohnmächtig. Ich war schnell genug, zu verhindern, daß sie zusammenbrach. —

Diese Vorgänge sind vergessen. In der Gegend, wo sie geschehen sind, weiß heute niemand davon. Auch bei jenen Beteiligten, die noch leben, sind sie von der Zeit ausgelöscht.

Sollte man glauben, daß, da die Sorge um Teresa, wenn nicht verschwunden war, so doch nicht mehr mit den schlimmsten Befürchtungen zu rechnen hatte, das

Hochzeitsdiner bei verminderter Gästezahl einen ziemlich heiteren Verlauf hatte. Natürlich war den Beteiligten eine gewisse Zurückhaltung in der Stimmkraft auferlegt, aber mit Hilfe der guten eßbaren Dinge und des Weins gewann das Komische in dem tragikomischen Erlebnis die Oberhand und gab zu Scherzen und Witzen Veranlassung. Man wurde nicht müde, auf die gerettete Braut anzustoßen, weil ihr, angeblich dadurch, daß sie diesen Menschen losgeworden war, ein Hauptgewinn in der Lotterie des Lebens zugefallen sei. Augenscheinlich hatte sie einen Schutzengel.

Über Teresas Befinden wurden von Zeit zu Zeit Berichte heruntergebracht, und da hieß es denn auch, daß sie mit Gabriele einigemal herzlich, wenn auch unter Tränen, gelacht habe.

Teresa hat bis heut nicht geheiratet. Eine Anzahl Jahre lebte sie in Zurückgezogenheit, fast ausschließlich der Erinnerung an Kühnelle. Allerlei Sonderbarkeiten, Gänge zu Wahrsagerinnen, eine gewisse Erregung bei Ankunft der Post, eine Vorliebe für Schiffsnachrichten,

konnten glauben machen, daß ihr die Hoffnung noch nicht ganz geschwunden sei, Kühnelle werde zu ihr zurückkommen.

Man wußte, er war in Amerika. Ich war persönlich nach Leipzig gereist, hatte Hasper aufgesucht und von ihm diesen Umstand erfahren. Er nannte den Dampfer, mit dem der Sonderling, Eheflüchtling und Musikus Europa, und zwar nicht als Passagier, sondern als Kohlentrimmer verlassen hatte. Damit war mein Interesse an ihm sowie an Hasper vorläufig abgetan, und nur durch Zufall erfuhr ich später, daß seine Heirat mit Marlenchen auch nicht zustande gekommen war.

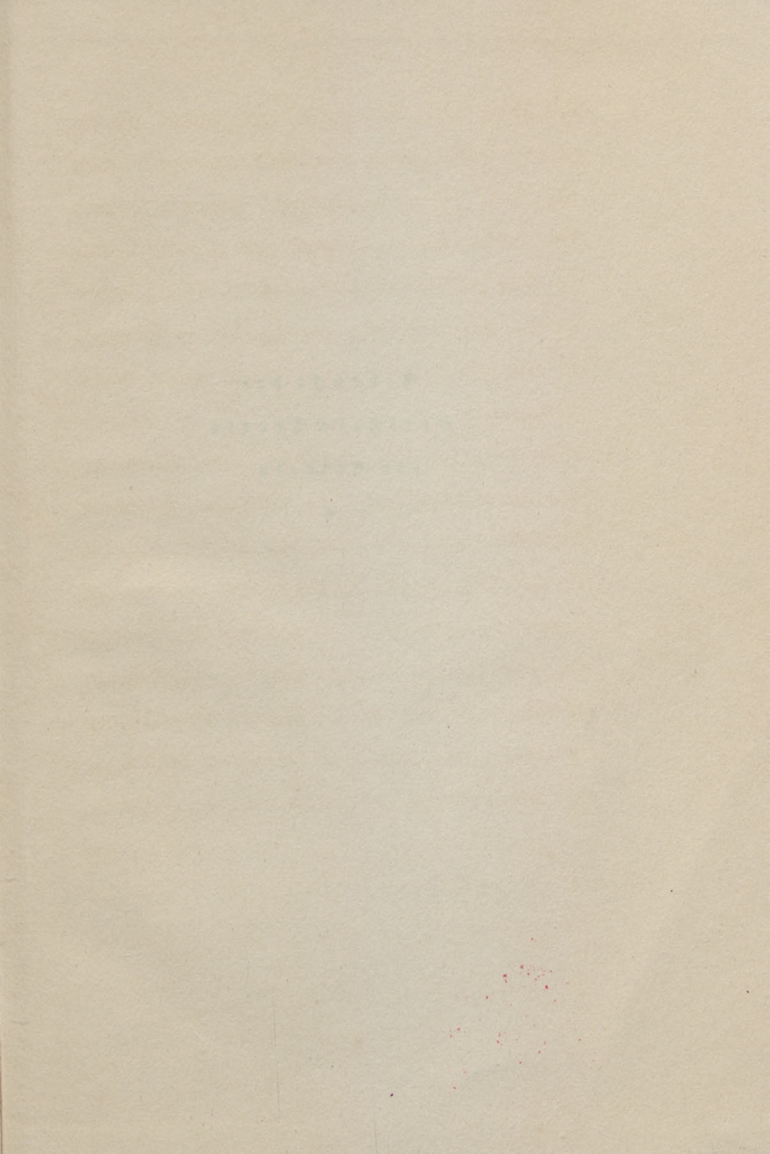
Als nach Jahren nichts von Kühnelle verlautete, veranstaltete Teresa ein großes Autodafé, in dessen Flammen sie alle Photographien, alle Briefe, alle Notenwidmungen, kurz alle Andenken an Kühnelle opferte. Freilich, auch nach dieser Zeit blieben alle Annäherungen von Werbern um ihre Hand von vornherein aussichtslos. Sie werde nie und nimmer heiraten.

Der Wink, sagte sie, den sie vom Himmel erhalten habe, sei deutlich genug. — An Hochzeiten nahm Teresa niemals teil. Obgleich wir nach Jahren in heiteren Augenblicken, Teresa, Gabriele und ich, herzlich über das Komische des mißglückten Hochzeitsfestes lachen konnten, war dieses doch zum Angsttraum geworden, der, wie mir Gabriele verriet, Teresa immer wieder heimsuchte.

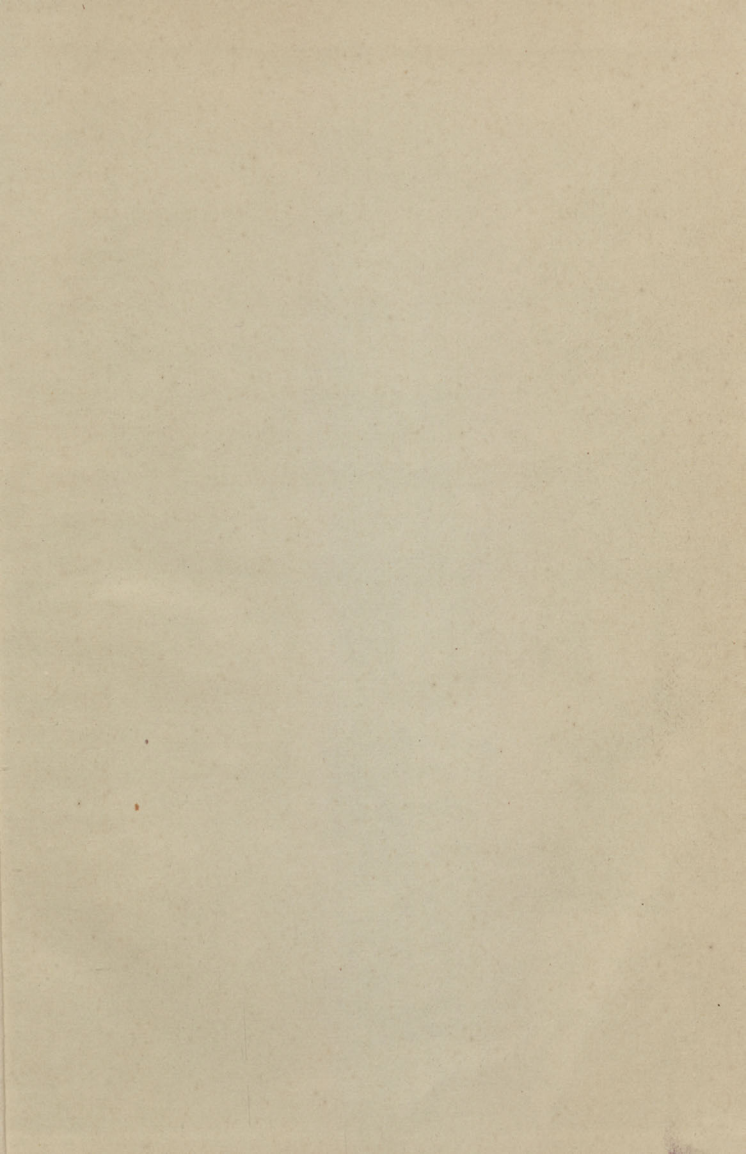
Als aber auf die ersten drei Jahre weitere gefolgt waren und Teresa ihr dreißigstes Lebensjahr überschritten hatte, ließen auch diese Angstträume nach. Sie wohnte in Leipzig. Sie hatte sich in eine Rentnerlebensform eingesponnen, nach verfrüht altjüngferlicher Art, aber äußerst behaglich und für den Besucher wohltätig. Ohne daß sie viel Wesens davon machte, schien nun gerade von ihr die Idealform des Lebens, die Kühnelle für sich erstrebte, verwirklicht zu sein.

Ende





Gedruckt bei
Poeschel & Trepte
in Leipzig
*





S.f.V.